<36616876620015



Drei Monate an der Sklavenküste.

Erzählung für die reifere Jugend

von

Reinhold Werner
Contre-Admiral a. D.

Illustriert von Marinemaler F. Lindner.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Richter & Kappler.

[1885]

Erstes Kapitel.

Auf den blauen Fluten des Nordatlantischen Oceans schwamm ein großes, dreimastiges Schiff dem Süden zu. Es war die „Malwina“, von Hamburg nach Ostindien bestimmt. Sie befand sich im Nordostpassat, war sechs Wochen in See und hatte, von gutem Wetter und Wind begünstigt, bis jetzt eine sehr schnelle Reise gehabt. Jetzt näherte sie sich dem Äquator, um nach Überwindung des dort herrschenden Stillgürtels in den Südostpassat überzugehen und dann das Kap der guten Hoffnung zu umschiffen.

Die „Malwina“ war ein schönes, starkes Fahrzeug und für ein Handelsschiff ein vorzüglicher Segler, worauf die Mannschaft sich immer viel zu gute thut, obwohl sie unschuldig daran ist und nur der Schiffsbaumeister den Ruhm dafür einzuernten hätte. Auch lag sie in guten Händen, denn der Kapitän war jeder Zoll ein Seemann alten

Schlages, der sein Schiff in der schlimmsten Lage vortrefflich zu handhaben wußte und mit ihm lesen und schreiben konnte, wie man auf See zu sagen pflegt. Auch hielt er streng auf Ordnung und Sauberkeit, was man auf Handelsschiffen oft nicht findet. Die Verdecke waren schneeweiß, die Bordwände innen und außen tadellos in der Farbe, das Messingwerk blitzte und man hatte eine wahre Freude, sich bei dem prachtvollen Tropenwetter, in dem der Azur des Himmels mit dem des Meeres wetteiferte, auf dem stolzen Dreimaster von den leichten Wellen schaukeln zu lassen, die spielend an Bug und Seiten hinaufrauschten und die der milde, gleichmäßige Wind mit Perlenschaum krönte.

Von den beiden Steuerleuten war namentlich der zweite, ein schon älterer Mann, sehr tüchtig. Die übrige Mannschaft zählte zwanzig Köpfe und unter ihnen befand auch ich mich als Steuermannslehrling.

Drei Jahre meiner Lehrzeit lagen bereits hinter mir und dies war meine vierte Reise nach Ostindien. Bei der Wahl meines Berufs hatte ich mir, als geborener Binnenländer zwar ganz andere Vorstellungen vom Seedienst gemacht, als die Wirklichkeit ihn mir zeigte, indessen war das längst überwunden und in frischem Jugendmute sah ich der Zukunft entgegen, die sich allmählich freundlicher zu gestalten begann.

Nach Beendigung der gegenwärtigen Reise hatte ich noch die Navigationsschule zu besuchen und wurde nach be-

standener Prüfung zum Steuermann befördert — so lautete mein mit den Reedern geschlossener Kontrakt, und da ich mir bewußt war, auch dessen sonstige Festsetzungen nach bestem Wollen und Können erfüllt zu haben, so zweifelte ich nicht, übers Jahr meinen Einzug von „Vor dem Maste" in die Kajüte des Hinterdecks zu halten und nach zwei bis drei weiteren Reisen selbst als Kapitän einen Ostindienfahrer zu befehligen.

Damit war mein Lebensziel erreicht und wenn dasselbe auch nur ein bescheidenes blieb, so winkte es doch in verhältnismäßig jungen Jahren, versprach eine angenehme Selbständigkeit und erschien von einem romantischen und poetischen Schimmer umflossen, den die Jetztzeit allerdings vom Seeleben so ziemlich abgestreift hat.

Damals, zu Anfang der vierziger Jahre, lagen die Schiffahrtsverhältnisse anders und besser für den Seemann, als heute. Das schlanke, stolze Segelschiff beherrschte noch fast ausschließlich die Meere; der Motor „Dampf" zeigte sich nur in seinen Anfängen und vereinzelt. Führer und Besatzungen der ersteren waren lediglich auf ihre Kraft, Erfahrung und seemännische Tüchtigkeit angewiesen, um die Kämpfe mit den Elementen siegreich zu bestehen, und diese Kämpfe gewährten deshalb ihrem Mannesmute größere Genugthuung und Befriedigung, als jetzt, wo gewaltige Maschinen auch dem schweren Sturme Trotz bieten und das Schiff fast mit der Regelmäßigkeit eines Eisenbahnzuges

gegen Wind und Wetter in gerader Linie auf sein Ziel zutreiben, ohne daß seemännische Kunst dabei besonders in Betracht käme.

Postdampfschiffahrt und unterseeische Telegraphen gab es zu jener Zeit noch nicht und die Kapitäne erfreuten sich auf längeren Reisen einer viel größeren Selbständigkeit. Sie hatten keine Briefe und Depeschen zu erwarten, die an jedem Hafenorte ihr Verhalten bis in die kleinsten Einzelheiten regelten, und waren lediglich auf ihre eigene Einsicht angewiesen. Die Handelsspekulationen ihrer Reeder hingen großenteils von ihnen mit ab und so nahmen sie auch jenen gegenüber eine weit höhere Stellung ein. Mit größerer Berechtigung als jetzt durfte man deshalb damals einen Schiffskapitän mit einem kleinen Könige vergleichen, der auf dem umschlossenen Raume seines Fahrzeuges unbeschränkt herrschte, und eine solche Stellung konnte dem Ehrgeize eines jungen Mannes immerhin befriedigend erscheinen.

Jetzt allerdings hat das Seeleben den größten Teil dieses Nimbus eingebüßt und die Handelsmarine bietet dem gebildeten Manne wenig Anziehendes. Das Nützlichkeitsprinzip unserer rastlos hastenden, nur auf möglichst schnellen Gewinn bedachten Zeit, trägt die Schuld daran. Der Kapitän eines Handelsschiffes ist zum schlechtbesoldeten Frachtfahrer herabgedrückt, dessen Stellung durchaus nicht mit seinem von Mühe und Verantwortung überbürdeten Leben

in Einklang steht, und ebenso sind aus dem größten Teile der Seeleute Lohnarbeiter geworden.

Ich sagte vorhin, daß unser Kapitän mit seinem Schiffe lesen und schreiben konnte, jedoch mit dem wirklichen Lesen und Schreiben war es nicht ganz so gut bestellt und mit der nautischen Theorie haperte es ebenfalls. In letzterem gaben ihm die Steuerleute nichts nach; auch sie gehörten darin zum alten Schlage, dessen Credo die Praxis war. Sie konnten wohl alle drei ihre Breite berechnen, aber mit der geographischen Länge war es desto heikliger. Wenn die damals auf Handelsschiffen erst kürzlich in Gebrauch gekommenen Chronometer, welche die Zeit des ersten Meridian zeigen, einmal falsch gingen, dann hieß es scharfen Ausguck halten und fleißig das Lot werfen, wenn man in die Nähe von Land kam, um nicht unversehens auf den Strand zu laufen.

Die alten Bahnen, welche einst Kolumbus und Vasko de Gama zufällig gewählt, galten unserm Kapitän noch als ein Evangelium und er beabsichtigte die Linie auf 16 bis 18° Westlänge zu schneiden, wo wir uns voraussichtlich drei bis vier Wochen mit Windstillen herumzuschlagen hatten, anstatt hundert Meilen westlicher zu gehen, wo sich die Spitze des keilförmigen, mit seiner Basis an der afrikanischen Küste lagernden Stillgürtels befindet, und dort innerhalb weniger Tage aus dem Nordost- in den Südostpassat zu gelangen, wie das jetzt allgemein geschieht.

Die schöne Zeit im nördlichen Passat mit seinem prachtvollen Wetter und der ruhigen See konnte uns schon gefallen und wir genossen sie mit vollen Zügen; denn man braucht nicht zu denken, daß Seeleute auf schlechtes Wetter und Stürme erpicht sind. Wir nehmen sie, wenn sie kommen, weil wir es nicht ändern können, aber wir entbehren sie auch lieber, als die Landbewohner. Diese haben wenigstens die Möglichkeit, im trauten, behaglichen Zimmer Schutz dagegen zu finden, aber der Seemann muß oft, um sein Leben kämpfend, ihnen entgegen treten und so wünschten wir nur, es möchte so bleiben. Leider kam es bald anders.

Wir verloren den Nordostpassat reichlich früh, schon auf etwa 4° nördlicher Breite. Das wußten wir gewiß; ob aber die Längerechnungen des Kapitäns und der Steuerleute stimmten, und ob wir nicht bedeutend östlicher standen, als wir sein sollten, dies schien mir wenigstens nicht so sicher.

Mit dem Eintreten in den Stillgürtel hörte unser verhältnismäßig bequemes Leben auf und es begann eine höchst unerquickliche Zeit. Man darf nämlich den Ausdruck Stillgürtel nicht wörtlich nehmen. Bisweilen ist es stunden- ja auch wohl einmal tagelang still, aber für gewöhnlich streicht bald hier, bald dort ein Lüftchen aus allen möglichen Kompaßstrichen als „Katzenpfote“ über das Wasser und kräuselt seine Spiegelfläche.

Da gilt es dann, dasselbe nicht unbenutzt zu lassen, um vorwärts zu kommen, wenn es auch nur ein paar Hundert Schritte sein sollten, und die Raaen und Segel sind deshalb in unaufhörlicher Bewegung, während sie in dem gleichmäßigen Passat drei bis vier Wochen fast ungerührt stehen bleiben. Die Leute werden Tag und Nacht gehetzt und haben keinen Augenblick Ruhe auf ihrer Wache, die von vier zu vier Stunden wechselt. Dabei ist man beständig von Gewittern und Regen heimgesucht, von deren Gewalt man sich außerhalb der Tropen keine Vorstellung macht, und oft steht das Wasser auf dem Deck, daß es in Wellen von Bord zu Bord rauscht, weil es nicht so schnell abfließen kann, wie es vom Himmel herunterkommt. Diese Stillgegenden sind deshalb für Segelschiffe eine schreckliche Quälerei und man macht drei Kreuze, wenn man sie überwunden hat.

Wir befanden uns bereits seit acht Tagen darin, waren aber in der ganzen Zeit nur fünf Meilen südlicher gekommen. Der Kapitän zeigte sich infolgedessen sehr griesgrämig und uns von der Besatzung machte die Sache auch herzlich wenig Vergnügen. Ich gehörte zur Wache des Untersteuermanns, mit dem ich recht gut stand. Er fuhr schon lange Jahre zur See, hatte viele Weltteile besucht und war auch schon verschiedene Male an der Küste von Afrika gewesen. Der Kapitän hielt sich sehr schweigsam, der Obersteuermann spielte sich als feinen Mann auf, den jedoch die Unbildung überall in den Nacken schlug, und dünkte sich deshalb zu

gut, um mit dem Untersteuermann in ein vertrautes Verhältnis zu kommen, der allerdings nichts weiter, als ein guter Seemann sein wollte. So mochte letzterer wohl das Bedürfnis fühlen, sich unter der Mannschaft nach jemand umzusehen, dem er näher treten könnte, und dies hatte uns zusammengeführt. Ich kam dem zwar ungebildeten, aber braven und außerordentlich tüchtigen Manne, von dem ich fachlich so viel lernen konnte, gern entgegen und so waren wir gute Freunde geworden.

Wir hatten an einem Tage die Morgenwache und standen plaudernd an der Verschanzung. Es war todstill, hatte aber bis Tagesanbruch so heftig geregnet, daß unsere geölten Regenröcke das Wasser durchließen wie Löschpapier und es selbst durch den bewährten Südwester, die treue Regenkappenfreundin des Seemanns bei schlechtem Wetter, uns in den Nacken lief. Mit Sonnenaufgang, d. h. als es hell wurde, denn von Sonne sieht man in diesen Gegenden nicht viel, hatte zwar der Regen aufgehört, indessen hingen die Wolken schwarz und tief über unsern Häuptern, als wollten sie sich jeden Augenblick auf uns niedersenken. Es war auch wirklich, als ob wir körperlich ihren Druck empfänden. Das Atmen wurde beschwerlich und die schwüle Luft schien auf die ganze Natur ähnlich einzuwirken.

Nie sah ich im Meere so viel Fische an der Oberfläche; an vielen Stellen wimmelte es förmlich von ihnen, aber sie schnellten sich nicht empor, wie sonst bei Regenwetter, sondern

steckten nur die Schnauzen aus dem Wasser und schnappten nach Luft.

„Der Himmel will mir gar nicht gefallen,“ äußerte der Steuermann, „ich fürchte, dahinter steckt Schlimmes. Und die Fische,“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „ein solches Gebaren habe ich noch nie gesehen und in diesen Breiten auch noch nie so viele von ihnen zusammen, das findet man sonst nur nahe unter Land. Gehe doch einmal in die Kajüte und sieh nach dem Barometer. Ich kann mich zwar mit dem neumodischen Dinge nicht ordentlich vernehmen, aber du behauptest ja immer, daß er schlechtes Wetter richtig vorhersagt.“

Ich sah nach, fand aber nur geringe Veränderung in seinem Stande.

„Es scheint nicht schlimmer werden zu wollen, wenigstens vorläufig nicht,“ meinte ich, „sonst müßte er tiefer gefallen sein.“

„Nun, und ich sage dir, dein Barometer taugt nichts;“ erwiderte der Steuermann fast ärgerlich, „ich gebe mehr auf die Fische. Sie riechen das schlechte Wetter und wir werden sehen, wer recht behält.“

Die Prophezeiung schien diesmal jedoch nicht eintreffen zu wollen. Im Gegenteil hellte es im Laufe des Vormittags auf, die Wolkendecke wurde höher und ließ gegen Mittag sogar die Sonne durchscheinen, wenngleich nur als bleiche, strahlenlose Scheibe.

Plötzlich erregte eine merkwürdige Naturerscheinung unsere Aufmerksamkeit. Von Osten her kamen dichte Schwärme von Insekten herangezogen, zum größten Teile rosafarbige Heuschrecken und farbenglänzende Schmetterlinge, die wir zuerst für Nebelwolken hielten. Sie strichen über das Schiff fort, aber nur langsam und unsicheren Fluges. Offenbar waren sie sehr matt und überall deckte sich die Wasserfläche mit den kraftlos Niederfallenden. Sehr bald folgte ihnen eine große Zahl Vögel; sie umkreisten einige-mal das Schiff und ließen sich dann auf Raaen und Tauwerk nieder. Fast alle waren Landvögel und so erschöpft, daß man sie widerstandlos greifen konnte.

Bald kletterte die ganze Mannschaft in der Takelage umher, um die willkommene Beute zu fangen, die eine angenehme Abwechselung in das Einerlei der Seekost zu bringen versprach. Mich interessierten am meisten die Insekten, von denen ich schon eine Menge Arten gesammelt hatte, als unsere lustige Jagd durch das unerwartete Kommando des Obersteuermannes unterbrochen wurde: „Alle Mann klar zum Segelbergen!“

Aufs höchste verwundert über diesen Befehl schauten wir um uns, um nach der Ursache zu forschen, aber vergebens. Kein Hauch war zu spüren; die Wasserfläche lag spiegelglatt, die Dünung war kaum merkbar und kein dunkler Streifen am Horizonte kündete das Herannahen einer Brise. Die Windfahnen auf den Mastspitzen hingen tot auf und

nieder, wie auch die nassen Segel, die nur dann und wann dumpf gegen Masten und Stengen klatschten, wenn das Schiff etwas mehr überholte. Ebenso wenig zeigte der Himmel eine Witterungsänderung an; im Gegenteil schien er ostwärts lichter zu werden.

Kopfschüttelnd enterten wir nach oben, um die erhaltenen Befehle auszuführen, und tauschten, während wir auf den Raaen lagen, halblaut wenig schmeichelhafte Glossen über die sonderbaren Schrullen des „Alten“ aus, der uns bei Totenstille und schönstem Wetter nicht nur die Marssegel dicht reffen und alle übrigen fest machen, sondern auch noch die oberen Raaen an Deck geben ließ, als fürchte er, das Schiff wolle über Bord gehen. Nach einer Stunde angestrengter Arbeit waren wir endlich fertig, ohne daß sich das Wetter irgendwie geändert hätte.

Zweites Kapitel.

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte ich scherzend den Untersteuermann, als ich aus dem Top herunter kam, „ist etwa Neptun an Bord gewesen und hat schlecht Wetter angesagt? So viel ich weiß, sind wir doch noch einige fünfzig Meilen von der Linie entfernt, wo er sein Reich hat.“

„Sei nicht naseweis,“ erwiderte er ziemlich unwirsch, „und freue dich, wenn du nicht diese Nacht noch mit denen da unten nähere Bekanntschaft machst, als dir lieb ist.“

Ich folgte mit den Augen der angedeuteten Richtung und mich überflog unwillkürlich ein Schauder, als ich verschiedene dreieckige Rückenflossen die Wasserfläche schneiden und darunter die unheimlichen Formen von Haien grünlich heraufschimmern sah.

Dem Steuermann war der plötzliche Wechsel in meiner Stimmung nicht entgangen.

„Es ist keine Zeit jetzt zum Scherzen,“ fuhr er ernst fort, „zur Nacht wird es schlimm genug werden. Ich kenne das aus Erfahrung an dieser vermaledeiten Küste, der wir näher sind, als der Kapitän glauben wollte. Unsere Länge ist wenigstens um 8° falsch; ich wußte es schon vorgestern, als wir die starke Stromkabbelung hatten, die man nur findet, wenn man weiter östlich steht. Ich sagte es auch dem Kapitän, aber der kluge Obersteuermann wußte es natürlich besser, schwur darauf, daß der Chronometer richtig ginge, und der Alte glaubte ihm.

Heute jedoch, als die Heuschrecken und die Vögel kamen, hat dieser endlich eingesehen, daß ich recht hatte; über zwanzig Meilen kommen die in solchen Massen nicht auf See hinaus. Ich will nur wünschen, daß es nicht zu spät ist. Mit einem Tornado ist nicht zu spaßen. Wer ihn einmal durchgemacht hat und lebendig davonkommt, der hat für immer genug daran. Hoffentlich erhalten wir ihn nicht aus dem Westen, sonst sind wir fertig. Der Strom setzt hier auf die Küste, und wenn er mit dem Winde Strich hält, fegt er uns mit Teufelsgewalt auf den Strand.“

„Tornado?“ fragte ich erstaunt, „aber woher wissen Sie denn, daß ein solcher im Anzuge ist?“

„Nun, dein Barometer scheint freilich nichts davon zu wissen,“ erwiderte er ironisch, „aber die Heuschrecken und die Schmetterlinge, die du vorher so eifrig gesammelt, sie

sind seine sicheren Vorboten. Er nimmt sie am Lande auf und treibt sie vor sich her, wenn er seinen Weg nach See sucht. Vor allem zeigt er aber sein baldiges Kommen dort in jener Galle und in wenigen Stunden haben wir ihn mit Trommeln und Pfeifen.“ Dabei wies er mit der Hand nach Osten, wo es vor einer Stunde aufzuklaren schien.

Es war dort jetzt noch heller geworden und ich unterschied am Himmel eine kreisförmige Stelle. Sie hatte keine scharfe Begrenzung, aber aus ihrem Mittelpunkte strahlte ein weißliches Licht, das mein Auge unangenehm berührte, so daß ich mich abwenden mußte.

Ich hatte früher gehört, daß Tornados, jene furchtbaren Wirbelstürme an der afrikanischen Küste, welche mit infernalischer Wut und alles vernichtend, über Land und Meer dahinrasen, sich durch eine weiße Wolke ankündigen, aber diese Windgalle, wie der Steuermann sie nannte, und mit welchem Namen die Seeleute ein kurzes, abgeschnittenes Stück Regenbogen bezeichnen, das sich oft als Vorläufer von Stürmen zeigt, sah einer Wolke nicht ähnlich. Auf mich machte sie vielmehr den Eindruck eines gigantischen Auges, das, aus der unendlichen Tiefe des Himmels hervorstrahlend, den Blick drohend und unheilvoll auf uns gerichtet, uns, wie eine Schlange ihr Opfer, in einem Zauberbanne gefangen hielt, der uns zwang, immer wieder zu der seltsamen Erscheinung emporzuschauen.

Trotzdem war ich der Prophezeiung des Steuermannes

gegenüber noch etwas ungläubig und vertraute mehr auf den Barometer. Doch, als ich jetzt beim Nachsehen wahrnahm, daß er seit dem Morgen um fast einen ganzen Zoll gefallen war und noch eine tief konkave Oberfläche zeigte, da schwand allerdings auch meinerseits jeder Zweifel und ich wußte, daß etwas Schlimmes bevorstand.

Das Sturmauge begann sich allmählich niederwärts zu senken und sein Lichtschein wurde bleicher. Eine dunkle Wolkenbank zog sich um dasselbe zusammen, breitete sich zusehends aus, und als die Windgalle unter den Horizont tauchte, hatte sich fast der ganze Himmel mit einer bleifarbigen Decke überzogen, die im Nordosten braunrot schimmerte.

Bis Sonnenuntergang blieb noch alles, wie es war, und es herrschte vollkommene Windstille. Wir hatten nur die dichtgerefften Marssegel und das Sturmstagsegel gesetzt; alle übrige Leinwand war festgemacht und noch sorgsam mit Tauen umwickelt. Ebenso wurden Boote und sonstige schwere Gegenstände auf dem Deck doppelt gesichert, die Luken gut verschlossen und alle Vorbereitungen getroffen, um einem schweren Sturme zu begegnen.

Es war ein unheimliches Gefühl, so einer ungewissen Zukunft entgegenzusehen, die drohend heranzog, ohne daß wir wußten, was sie bringen würde, und es lastete auf uns allen. Wir verrichteten unsere Arbeit ernst und schweigsam.

Die Dunkelheit brach ungemein schnell herein. Kaum eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang, der in den Tropen ja keine Dämmerung hinterläßt, herrschte so finstere Nacht, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Da alles vorbereitet und nichts mehr zu thun war, schickte der Kapitän die Freiwache zur Koje, während ich mit der meinigen auf dem Deck blieb.

Bis dahin hatte sich das Schiff auf der leisen Dünung gleichmäßig hin- und hergewiegt, jetzt zeigte sich eine plötzliche Änderung — der Tornado war im Anmarsch. Die See begann höher zu laufen und wurde unregelmäßig. Die Bewegungen des Schiffes glichen heftigen Stößen; von der Höhe einer Welle wurde es unvermutet in das Thal hinabgeschleudert, um im nächsten Augenblick ebenso gewaltsam wieder emporgehoben zu werden. Die tot auf und nieder hängenden Segel gewährten keine Stütze; sie schlugen krachend gegen die Stengen, als sollte alles von oben brechen und wir mußten uns krampfhaft an irgend einem Gegenstande festhalten, um nicht nach Lee geschleudert zu werden.

Dieser höchst unangenehme Zustand mochte ungefähr eine halbe Stunde gewährt haben, als wir einen sonderbaren, langgezogenen Ton in den Lüften vernahmen, der uns schreckhaft berührte. Er klang hohl, schaurig, wie das dumpfe Stöhnen eines Riesen.

„Das ist die Trompete des Tornado," sagte der

Untersteuermann, der in meiner Nähe stand, „jetzt wird er gleich kommen. Er wird schlimm werden und doch wünschte ich, er wäre erst da. Das Schiff rollt sich die Seele aus dem Leibe, und ich fürchte, es wird sich noch die Masten abschlingern, ehe der Wind da ist."

Kaum waren die Worte gesprochen, als ein furchtbarer Blitz durch die Nacht herniederfuhr. Es war, als ob die ganze Atmosphäre in Flammen stände und Tageshelle erleuchtete auf einen Augenblick das ganze Schiff. Ich hatte gerade den Blick nach vorn gerichtet und sah das Vorderdeck voll Menschen, ehe ich von der plötzlichen Glut geblendet die Augen schließen mußte. Es waren die Leute der Freiwache; die Nähe der unbestimmten Gefahr hatte sie unten keine Ruhe finden lassen.

Noch einmal tönte jetzt die Trompete des Orkans, aber viel lauter und schauriger, wie die Posaune des jüngsten Gerichts. Dann begann es in der Höhe zu zischen und zu brausen und der Sturm fiel in die Segel. Trotz ihrer geringen Fläche blähten sie sich zum Zerspringen; die Wellen türmten sich zu jäher Höhe und das Schiff legte sich auf die Seite, daß das Wasser in Lee über die Verschanzung stürzte und der Kiel des außenbords in Krähnen hängenden Bootes das Meer furchte. Das Schiff krachte in all seinen Hölzern; Masten und Stengen standen krumm wie Fiedelbogen. Ihre Haltetaue, die Wanten an der Wetterseite, waren gespannt wie starre Eisenstangen, während sie in Lee

in losen Buchten gegeneinander schlugen. Durch die Blöcke pfiff es in schrillen Tönen, die Kämme der mächtigen Wogen erglühten in phosphoreszierendem Scheine, brachen brüllend über und sandten ihren Gischt in hohem Bogen über das Schiff.

Von solcher Gewalt eines Sturmes hatte ich mir bisher keine Vorstellung machen können und glaubte nicht anders, als daß es im nächsten Augenblicke mit uns zu Ende gehen müsse. Das Schiff richtete sich nicht wieder auf; im Gegenteil schien es, als ob es sich stetig langsam weiter überlegte. Drohend spülten an der Leeseite die Köpfe der schäumenden, brodelnden Wellen über die Bordwand, als wollten sie mit ihren feuchten Armen das Schiff umschlingen und es in die Tiefe hinabziehen.

Da fuhr es wie ein betäubender Donnerschlag durch das Schiff. Vor- und Kreuzmarssegel waren fast gleichzeitig zerrissen. Noch einige Augenblicke peitschten ihre Fetzen an die Raaen, dann waren sie verschwunden — zu unserem Glück, denn sonst wären wir unfehlbar gekentert. Für die furchtbare Kraft des Windes hatten wir trotz unserer Vorsicht noch zu viel Segel geführt — das dicht gereffte und dadurch um mehr als die Hälfte verkleinerte Großmarssegel allein war mehr als genug.

Ich habe später im Laufe von länger als dreißig Jahren manchen schweren Sturm erlebt, aber eine solche Wut der entfesselten Elemente ist mir nie wieder entgegengetreten

und deswegen sind wohl die Einzelheiten so deutlich in meinem Gedächtnisse haften geblieben. Nie hatte ich ge-geglaubt, daß ein Schiff so viel aushalten und aus so furchtbarem Kampfe anders als zu Atomen zerschellt her-vorgehen könne.

Der Beginn des Tornado war zwar schrecklich genug, aber noch nicht das Schlimmste gewesen. Im Gegenteil wuchs seine Gewalt immer mehr und wurde durch die zu schwindelnder Höhe aufgewühlte See dem Schiffe um so gefährlicher. Kam ein solcher Brecher über, so hatte un-bedingt unsere letzte Stunde geschlagen. Ein so gewaltiger Wasserberg, wie er sich hier mit fast senkrechter Innenwand heranwälzte und sich dumpf donnernd an dem breiten Kiel-wasser des quer treibenden Schiffes brach, mußte es unter seiner Last unfehlbar zum Sinken bringen, auch wenn er nicht alles von Deck fortgerissen hätte.

In stummer Resignation harrten wir des Kommenden — geschehen konnte unsererseits nichts mehr. Die ganze Mannschaft stand zusammengedrängt an der Luvverschanzung des Hinterdecks, dem gesichertsten Punkte gegen etwaige Sturzseen und hatte sich dort mit Tauen festgebunden. Gegen zehn Uhr war das Großmarssegel, bald danach auch das Sturmstagsegel fortgeflogen und wir trieben jetzt vor Top und Takel, d. h. vor kahlen Masten und Raaen. Es wehte jedoch so hart, daß das Schiff unter ihrem Drucke ganz schief lag. Das Leeboot war ebenfalls schon von der

See fortgeschlagen, aber was uns mehr Besorgnis einflößte, war ein bedenkliches Schwanken des Großmastes, dessen ausgereckte Haltetaue ihm nur noch geringe Stütze boten.

Gegen Mitternacht hatte der Tornado seinen Höhepunkt erreicht und er tobte, als ob die Welt aus den Fugen gehen wollte. Mit dem Heulen des Orkans mischte sich das fast unaufhörliche Erkrachen betäubender Donnerschläge und das Brausen der überbrechenden Wellenkämme zu einem höllischen Konzerte, das unsere Sinne verwirrte. Wenn wir auch glücklicherweise von Sturzseen verschont blieben, sprühte der Gischt beständig so über das ganze Schiff, daß es wie in einen leuchtenden Mantel eingehüllt schien, und die nach allen Richtungen zuckenden und flammenden Blitze ließen in der Zwischenzeit das Dunkel der Nacht nur um so schwärzer erscheinen.

Wir waren auf das Schlimmste gefaßt; wenn das Unwetter noch einige Stunden anhielt, dann war unser armes Schiff verloren. Es ächzte und stöhnte in dem übermenschlichen Kampfe wie ein Sterbender; doch ein gnädiges Geschick bewahrte uns. Der Mittelpunkt des Wirbelsturmes war über uns fortgegangen; wir merkten es an dem Drehen des Windes und damit war das Schwerste überwunden, wenngleich wir noch eine Zeit lang in banger Sorge schwebten.

Mit dem drehenden Winde änderte sich auch gleichzeitig die Lage des Schiffes zur Richtung der Wellen. Es

begann heftiger zu rollen und bei einem tieferen Überholen stürzte der Großmast mit donnerndem Krachen über die Seite.

In Voraussicht des Kommenden hatten wir vorbereitet, was wir thun konnten. Es galt, den Mast so bald wie möglich loszuwerden, damit er nicht ein Loch in das Schiff rammte. Die Größe der Gefahr spornte jeden, sein möglichstes zu thun; Messer und Beile waren vorher fertig gehalten, und es ging jetzt mit aller Kraft an ein Schneiden und Kappen des Tauwerks, so gut es die gewaltsamen Bewegungen des Schiffes und die überspülenden Wellen erlauben wollten, die oft über unseren Köpfen zusammenschlugen.

Nach kaum zehn Minuten war das schwierige Werk gelungen, der Mast frei vom Schiffe, ohne daß diesem oder der Besatzung ein Unfall zugestoßen wäre und wir atmeten auf. Das Fahrzeug trieb jetzt zwar vollständig als Wrack, aber mit der Entfernung seines Mittelpunktes nahm auch die Wut des Orkans allmählich ab. Der Wind drehte immer mehr nach hinten und mit Tagesanbruch hatte sich das Wetter so gemäßigt, daß wir die beiden anderen, ebenfalls schlotternden Masten befestigen, die fortgeflogenen Segel durch neue ersetzen und das steuerlos hin und herrollende Schiff damit stützen konnten.

Während wir nach Kräften bemüht waren, die erlittenen Schäden auszubessern, ertönte aus dem Top der Ruf eines Matrosen „Land quer ab an Steuerbord!“ und

bei der klar gewordenen Luft erschien ein blauer Streifen am Horizont.

Der Untersteuermann hatte recht gehabt; wir befanden uns nahe unter der Küste von Afrika. Hätte der Tornado noch vier bis fünf Stunden länger gedauert, so wären wir von der Strömung an die Küste gesetzt und ohne Gnade verloren gewesen.

Drittes Kapitel.

In dem Zustande, in welchem sich unser Schiff befand, mit gebrochenem Großmast, zerschmetterter Verschanzung und teilweise fortgeschlagenen Booten konnten wir nicht daran denken, unsere Reise fortzusetzen, sondern mußten einen Hafen aufsuchen. Der nächste war Sierra Leone, und der Tornado in den um diese Zeit hier herrschenden Südwest-Monsun übergegangen. Mit diesem konnten wir fast vor dem Winde segeln, wobei das Fehlen des Großmastes weniger in Betracht kam und, wenn die Brise so steif blieb, den Hafen in ein paar Tagen erreichen.

Der Kapitän beschloß deshalb dorthin zu gehen; der Kurs wurde geändert und bald flog das Schiff bei dem heftigen Winde durch die noch immer sehr aufgeregten Wogen seinem neuen Ziele zu.

Gegen Mittag meldete der Ausguck, daß einige

Kompaßstriche landwärts ein dunkler Gegenstand auf dem Wasser treibe.

Die darauf gerichteten Fernrohre ergaben bald, daß es ein entmastetes Schiff sei. An einer aufgerichteten Stange wehte eine zusammengebundene Flagge, ein Zeichen, daß sich Menschen an Bord befanden und in Not waren. Es bedurfte keines weiteren Antriebes für unsern braven Kapitän, um trotz des havarierten Zustandes der „Malwina“ sofort auf den Fremden zuzuhalten. Wo es gilt, einem Nebenmenschen zu Hülfe zu kommen, da ist der Seemann stets bereit und denkt nicht an eigene Gefahr. Nach etwa einer Stunde hatten wir uns dem Wrack auf Rufweite genähert. „Helft uns um Gottes willen!“ klang es in englischer Sprache zu uns herüber, „wir sinken.“

Ein Blick belehrte uns, wie es mit den Schiffbrüchigen stand. Fast die ganze Besatzung arbeitete an den Pumpen, aber trotzdem lag das Schiff bereits sehr tief im Wasser und die Pumpen bewältigten das Leck nicht mehr. Verschanzung und Boote waren fortgeschlagen, die Wellen begannen über das Deck zu spülen und es konnte nur noch kurze Zeit währen, bis das Fahrzeug in die Tiefe sank.

Wir waren gerade zur glücklichen Stunde gekommen. Natürlich wurde von uns kein Augenblick verloren, um das Erforderliche zu veranlassen. Mit unserm Schiffe konnten wir nicht längseit des Wracks gehen; die See lief noch so hoch, daß wir dann gefährliche Zusammenstöße erwarten

mußten. Wir drehten deshalb in der Nähe unter den Wind, nach welchem Manöver sich das Schiff so ziemlich auf derselben Stelle hält, und schickten unser einziges, unbeschädigt gebliebenes Boot.

Auf Handelsschiffen sind wegen der geringen Mannschaft nicht wie auf Kriegsschiffen bestimmte Bootsbesatzungen abgeteilt, aber bei solchen Gelegenheiten ist es selbstverständlich, daß die Jüngsten ungerufen in das Boot gehen und ich sprang deshalb als einer der Ersten hinein.

Es war keine Kleinigkeit, mit dem schwachen Fahrzeuge die noch hochlaufende See zu überwinden, jedoch gelang es bei der geschickten Leitung des Untersteuermannes verhältnismäßig schnell, längseit des Fremden zu kommen.

Die Besatzung war zahlreich; unser Boot konnte nur sechs bis acht Schiffbrüchige auf einmal tragen und wir mußten mehrere Male fahren. Wir hörten, daß das Schiff, ein portugiesischer Schuner, als des Sklavenhandels verdächtig, von einer englischen Kriegsbrigg aufgebracht und mit einer Prisenmannschaft auf dem Wege nach Sierra Leone durch den Tornado entmastet und schwer Leck geschlagen war. Man hatte einen Teil der ursprünglichen Besatzung an Bord gelassen, daher die größere Zahl.

Als wir zum drittenmal fuhren, hatten wir noch neun Mann zu holen. Wir wollten sie sämtlich nehmen, aber der die Prise befehligende Lieutenant weigerte sich mitzukommen.

„Das Boot wird bei der hohen See überladen,“ sagte er. „Zuerst muß ich meine Leute gerettet sehen; es ist meine Pflicht, als Letzter von Bord zu gehen.“

Wir sahen ein, daß er mit dem Boote recht hatte; es lag so schon ungemein tief und wir stießen deshalb schleunigst ab, um möglichst bald wieder zurückkehren zu können. Nachdem die Pumpen aufgehört hatten, zu arbeiten, sackte das Schiff zusehends fort und wir kamen keinen Augenblick zu früh wieder.

Das Vorderteil des Schuners hatte sich bereits unter Wasser gesenkt und das Hinterteil sich um ebensoviel gehoben. Auf letzterem stand der junge Offizier wie auf einer kleinen Insel, gegen deren Ufer die See brandet.

Das Boot hatte nicht mehr wie vorher Schutz hinter den Bordwänden des Fahrzeugs; es wurde wütend von den Wellen umhergeschleudert und wir durften es nicht wagen, näher zu kommen, um nicht am Wrack zerschmettert zu werden und doch war die Zeit so kostbar. Wir riefen dem Lieutenant zu, er möge über Bord springen. Dieser wies auf seinen linken Arm, den er in der Binde trug und der ihm das Schwimmen in der schweren See unmöglich machte. Wenn er aber mit dem Schiffe sank, was jeden Augenblick geschehen konnte, dann wurde er in den Wirbel mit hinabgezogen und es war um ihn geschehen.

Ich versuchte, ihm ein Tau zuzuwerfen, aber es fiel zu kurz.

„Näher heran!“ rief ich angstvoll dem Untersteuermann zu, „wenn er das Tau nicht bekommt, ist er verloren.“

„Ein Schlag vorwärts!“ kommandierte jener und das Boot schoß näher an das Wrack, während ich das Tau zusammenraffte und es aufs neue zum Werfen fertig hielt. Um letzteres kräftiger thun zu können, hatte ich mich vorn auf eine Ruderbank gestellt. Eine Welle hob jetzt das Boot hoch empor und ich nahm den günstigen Augenblick wahr, um die Leine mit voller Kraft dem Offizier zuzuschleudern. Sie schwirrte durch die Luft und ich sah, wie der Engländer sie mit seiner gesunden Hand auffing. Doch dieselbe Welle hatte auch das noch in Fahrt befindliche Boot dem Wrack so nahe gebracht, daß alles zu fürchten war.

„Streicht, streicht, rückwärts!“ rief ich den Leuten zu. Sie warfen augenblicklich die Riemen herum; ehe jedoch das Boot rückwärtigen Gang bekam, wurde sein Bug mit Gewalt gegen den Schuner geworfen. Ein Zusammenstoß hätte es vernichtet und uns allen das Leben gekostet. Unwillkürlich stemmte ich mit aller Kraft meine Hände gegen das Wrack, um den verderbenbringenden Stoß abzuschwächen. Mein Zweck wurde erreicht; das Boot scheuerte nur stark, aber im selben Augenblicke wurde es von einer neuen Welle gehoben. Ich stieß mit dem Kopfe gegen einen harten Gegenstand, empfand einen stechenden Schmerz im Bein — dann verlor ich die Besinnung.

Viertes Kapitel.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich in einem großen, elegant eingerichteten Gemache und in einem schönen, saubern Bette liegend. Ein kühlender Luftstrom wehte durch das Zimmer; ein von der Decke herabhängender, mächtiger Fächer wanderte regelmäßig wie ein Uhrpendel hin und her und brachte den Zug hervor.

Wie jener, von außerhalb in Thätigkeit gesetzt, sich selbst geräuschlos bewegte, herrschte auch sonst überall lautlose Stille. Meine Augen wandten sich zu den breiten Fenstern. Sie trafen dort auf Palmen und andere tropische Bäume, deren Blätterkronen das Haus dicht beschatteten und nur gedämpftes Licht in das Zimmer dringen ließen, das mit Blumenduft erfüllt war.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor ich mich von der Vorstellung frei machen konnte, ich sei in einem schönen

Traume befangen: und erst allmählich kam mir die Erinnerung an das Vergangene. Neben meinem Bette stand ein Tisch mit Arzneien; ich versuchte mich zu bewegen, vermochte aber nur den Kopf zu wenden. Er war mit einer kalten Kompresse bedeckt und mein linkes Bein geschient. Offenbar mußte ich sehr krank sein, aber wie kam ich in diese Umgebung?

Das leise Öffnen der Thür ließ mich meine Blicke dorthin richten. Ein Neger trat ein und näherte sich vorsichtig meinem Bette. Es war mir, als hätte ich ihn schon einmal gesehen.

„Wo bin ich?" fragte ich mit matter Stimme.

Der Schwarze zeigte freundlich grinsend seine weißen Zähne. Er hatte meine unwillkürlich in deutscher Sprache gethane Frage nicht verstanden, aber erraten.

„Massa krank," erwiderte er in gebrochenem Englisch, „Massa tot, sehr tot, drei, vier Tage — ich jetzt jungem Herrn sagen, Massa aufwachen." Damit verschwand er geräuschlos, wie er gekommen.

Seine Worte hatten mir jedoch einige Aufklärung gegeben. Ich entsann mich der Scene im Boot und meines Unfalls. Während meiner langandauernden Betäubung mußte unser Schiff Sierra Leone erreicht haben und ich befand mich dort, jedoch nicht im Hospital; dem entsprach nicht die reiche Ausstattung des Zimmers. Auch erinnerte ich mich jetzt des Negers. Er war mit auf dem Wrack

gewesen und zwar als einer der Letzten; der Lieutenant, bei dem er bleiben wollte, hatte ihm streng befehlen müssen, in das Boot zu gehen, als dies zum vorletztenmal fuhr.

Eines längeren Grübelns wurde ich durch den Eintritt zweier Personen enthoben. In dem einen erkannte ich den Offizier, bei dessen versuchter Rettung ich selbst verunglückt war und ein Freudenstrahl flog über meine Züge, daß mein Bemühen nicht vergebens gewesen war. Er trat an das Bett und drückte warm meine Hand.

„Wie freue ich mich,“ sagte er, „Ihnen endlich dafür danken zu können, was Sie für mich gethan. Unmittelbar, nachdem ich die Leine ergriffen, sank das Schiff unter mir. Meinen linken Arm, der beim Stürzen der Masten verletzt war, konnte ich nicht gebrauchen und ohne das von Ihnen geworfene Tau wäre ich im Strudel verloren gewesen. Sie waren bei dem Versuche, den Zusammenstoß zwischen Boot und Schiff abzuwehren, über Bord gefallen und gequetscht. Während man mich mit der Leine an Bord zog, gelang es Ihrem Steuermann, Sie mit dem Bootshaken zu greifen und so wurden wir beide gerettet. Mit Ihnen sah es freilich zuerst bedenklich aus und ohne das Geschick und die Sorgfalt unseres braven Doktors hier, der ein Landsmann von Ihnen ist, würden Sie schwerlich davon gekommen sein.

Die „Malwina“ ist gestern hier eingelaufen und volle drei Tage haben Sie ohne Besinnung gelegen, sind jedoch

außer Gefahr jetzt. Wenngleich Ihr geknicktes Bein Sie noch einige Wochen an das Bett fesseln wird, so machen Sie sich wegen Ihrer Genesung keine Sorge. Sie befinden sich hier in einem Landhause meines Vaters, der Admiral der Station und Gouverneur von Sierra Leone ist, und wir werden schon dafür sorgen, daß Sie baldmöglichst wieder zu Kräften kommen.

Doch unser guter Doktor stößt mich an, ich soll nicht länger mit Ihnen sprechen und somit muß ich mich verabschieden. Hoffentlich wird er mir erlauben, bald wiederzukommen. Ich habe die Aussicht, ebenfalls noch längere Zeit hier verweilen zu müssen und ich denke, wir werden gute Kameraden werden. Mein treuer Madimo wird Ihnen inzwischen nichts abgehen lassen."

Mit freundlichem Händedruck verabschiedete er sich und ich konnte ihm kaum ein herzliches „Ich danke Ihnen" erwidern. Meine Schwäche war wirklich sehr groß und ich fühlte es jetzt.

Der Doktor blieb noch bei mir, um meine Verbände zu untersuchen und Madimo, meinem schwarzen Krankenwärter, Anweisungen zu geben. Ich war bei dem Gedanken, in ihm einen Deutschen zu begrüßen, natürlich freudig erregt und wollte mit ihm sprechen, doch winkte er mir abwehrend zu und verließ freundlich nickend das Zimmer mit den Worten: „Heute heißt es, sich ruhig verhalten. Morgen wird es viel besser sein, wenn Sie sich durch Nahrung und Schlaf

gestärkt haben, dann will ich auch alle die Fragen beantworten, die ich auf Ihren Lippen sehe."

Bald darauf erschien Madimo mit Speisen. Wie erquickte mich die kräftige Bouillon und wie köstlich schmeckten mir die gebratenen Bananen, aus denen mein Mahl bestand. Ich glaube, es ist seit jener Zeit, daß ich eine besondere Vorliebe für die so zubereitete Frucht gewonnen habe und sie später in den Tropen stets das Hauptgericht meiner Mahlzeiten geblieben ist. Mit Recht trägt sie den botanischen Beinamen paradisiaca — sie stammt aus dem Paradies.

Nach dem Essen fühlte ich mich bedeutend kräftiger, aber alle Versuche, mit Madimo eine Unterhaltung anzuknüpfen, scheiterten an dessen Schweigsamkeit. Er mußte vom Doktor gut instruiert sein und die Antwort auf alle meine Fragen war nur ein breites Grinsen, das zwei Reihen spitz gefeilter Zähne sehen ließ, die sprechende Ähnlichkeit mit einem Haigebisse besaßen. Endlich befreite mich ein erquickender Schlaf von meiner peinigenden Langweile. Ich schlief die ganze Nacht durch und war nicht wenig erfreut, als der Doktor am anderen Morgen erklärte, daß eine strenge Schonung fernerhin nicht geboten sei und ich sprechen dürfe.

Fünftes Kapitel.

Am meisten interessierte mich natürlich das Zusammentreffen mit dem Doktor selbst und dies Interesse wuchs in hohem Grade, als sich im Laufe des Gespräches herausstellte, daß wir engere Landsleute waren, dasselbe Gymnasium besucht und gemeinschaftliche Bekannte hatten. Dies knüpfte sofort ein näheres Band und wir tauschten eine Fülle von Erinnerungen aus. Auch unsere beiderseitigen Lebensgeschicke hatten Ähnlichkeit. Den Doktor wie mich hatte mitten im Binnenlande eine unwiderstehliche Neigung für das Seeleben ergriffen, jedoch war er bei seinen Eltern auf größeren Widerstand gestoßen, als ich bei den meinigen. Erst nach dem Tode seines Vaters und nachdem er mit dem Studium der Medizin fertig war, konnte er seinem sehnlichen Wunsche genügen.

Deutschland besaß damals noch keine Marine, die bei

der Wahl unseres Berufs uns beiden als Ideal vorgeschwebt hatte, aber Ärzte werden auch als Ausländer in fremden Marinen gern genommen. Es fiel ihm deshalb nicht schwer, im englischen Kriegsschiffsdienste eine Stellung zu finden, während mir ein solcher verschlossen war und ich mich der Handelsschiffahrt zuwenden mußte, wenn diese auch viele meiner schönsten Illusionen zerstörte.

Seit zwei Jahren befand er sich nun schon auf der „Aurora“, einer jener Kriegsbriggs, welche England damals in größerer Zahl an der Westküste Afrikas zur Unterdrückung des Sklavenhandels stationiert hielt. Die „Aurora“ hatte im Laufe ihrer Kreuztour schon eine Reihe von Prisen gemacht, mit der vorletzten den Doktor nach Sierra Leone entsandt und die letzte war der von uns getroffene Schuner. Aus Dankbarkeit für die mit so viel Gefahr verbundene Rettung seines Sohnes und der Prisenmannschaft hatte Admiral Westhold nicht nur unserm Kapitän jede Hülfe des Marine-Arsenals bereitwilligst zur Verfügung gestellt, so daß die „Malwina“ voraussichtlich in wenigen Tagen wieder seefertig sein konnte, sondern auf Bitten seines Sohnes auch mich sogleich in seinem Landhause einquartiert, um mich dort bis zu meiner Genesung zu lassen.

Die Nachricht über das voraussichtlich baldige Segeln meines Schiffes beunruhigte mich nicht wenig. „Aber was soll aus mir werden?“ fragte ich erschreckt.

„Machen Sie sich keine Sorge,“ erwiderte der Doktor,

„Lieutenant Westhold, der Ihnen sehr zugethan scheint, was Sie sich übrigens redlich verdient haben, hat diesen Fall bereits mit seinem Vater besprochen. Vorläufig und bis zu Ihrer vollständigen Genesung sind Sie des Admirals Gast. In einigen Monaten wird die „Aurora" voraussichtlich abgelöst und geht zur Außerdienststellung nach England zurück. In ihr wird der Admiral Ihnen eine Passage geben. Da ich nach der Rückkehr einen längeren Urlaub nehmen will, um mein Mütterchen zu besuchen, der meine reichlichen Prisenanteile ein sorgenfreies Alter verschaffen sollen, so können wir dann ja zusammen nach Deutschland gehen.

Das Leben auf unserer hübschen Brigg wird Ihnen schon gefallen. Die Offiziere sind sehr nette Menschen und vor allem ist Lieutenant Westhold ein ebenso schneidiger und kühner Seemann, wie der prächtigste Kamerad. Er hat das Herz auf dem rechten Fleck, ist tapfer wie Bayard und die Sklavenfahrer an der ganzen Küste kennen und fürchten seinen Namen. Wenn es sich um ihre Aufspürung oder Verfolgung in den Flüssen handelt, giebt ihm unser Kapitän regelmäßig das Kommando über die Boote und fast stets sind seine Unternehmungen von Erfolg begleitet gewesen. Wir beide sind eng befreundet, ich habe ihn fast auf allen seinen Expeditionen, die oft abenteuerlich genug waren, begleitet und ich denke, auch Sie werden ihn bald liebgewinnen.

Wir erwarten unsere Ablösung in fünf bis sechs Wochen und dann werden Sie wieder ganz hergestellt sein. An Ihrem Bein ist nur der Nebenknochen geknickt und drei Wochen Ruhe bringen alles in Ordnung. Sollte sich die Ablösung aber auch noch etwas hinausziehen, so können Sie nach Ihrer Genesung immer noch einen kleinen Kreuzzug mit uns machen. An Aufregung und Spannung fehlt es bei einer solchen Tour nicht. Sie ist auch nicht ungefährlich, da man es oft mit verzweifelten Subjekten zu thun hat, die sich kaum von Piraten unterscheiden, es gelegentlich gewesen und noch sind, aber auf der anderen Seite bietet das Kreuzen an der Küste auch ungemein interessante Zwischenfälle und ich möchte die letzten zwei Jahre um nichts missen."

Diese mir so unerwartet eröffnete Perspektive war allerdings dazu angethan, einen schnellen Umschwung in meiner Stimmung hervorzurufen und alle Besorgnisse wegen meines Zurückbleibens zu zerstreuen.

Wenn junge, gebildete Leute sich dem Seeleben widmen, so spielt dabei fast immer die Hoffnung auf ein an Abenteuern reiches und möglichst ungebundenes Leben eine Hauptrolle. Wie gestaltet sich die Sache jedoch anders und namentlich auf Handelsschiffen!

Man tritt in einen sehr schweren, an Arbeit, Entbehrung, Zwang und Mühsal überreichen Beruf ein, der zwar oft genug durch den Kampf mit den Elementen bedroht wird,

aber die Illusionen des Jünglings nicht erfüllt. Ebenso bietet er dessem ungestümen Drange in die Ferne kein gegenügendes Äquivalent, denn wegen der gerade im Hafen sich häufenden Arbeit bekommt er von fremden Ländern, bevor er es nicht zum Kapitän gebracht, blutwenig zu sehen und es gehört schon ein fester Charakter dazu, um nicht durch die bitteren Enttäuschungen entmutigt zu werden und trotzdem dem Berufe treu zu bleiben.

Welche herrliche Aussicht bot sich mir aber hier! Ich sollte die nächste Zukunft unter so außergewöhnlich angenehmen Verhältnissen verleben, mich in Gesellschaft gebildeter Männer und auf gleichem Fuße mit ihnen bewegen, den geheimnisvollen Erdteil Afrika näher kennen lernen, wirkliche und vielleicht gefährliche Abenteuer bestehen — darin schienen sich meine kühnsten Jugendträume verwirklichen zu wollen und man wird es erklärlich finden, daß ich mich jetzt innerlich zu meinem Unfalle beglückwünschte, der mir eine so reiche Belohnung verhieß.

Ich verhehlte auch nicht dem Doktor die freudige Erregung, die seine Worte in mir wachgerufen und zitterte nur bei dem Gedanken, die Hoffnungen könnten sich als Täuschungen erweisen.

Während wir noch mit einander plauderten, trat Westhold ein, begrüßte mich auf das freundschaftlichste und sprach seine unverhohlene Freude aus, mich so viel besser zu finden. Sein gerades, unbefangenes Wesen machte einen

sehr sympathischen Eindruck auf mich und ich fühlte mich sogleich zu ihm hingezogen. Er war um einige Jahre älter als ich, besaß aber noch die vollste Jugendfrische, die sich auch in seiner äußeren Erscheinung aussprach, und die nicht einmal der zweijährige Aufenthalt in dem erschlaffenden Klima des tropischen Afrika hatte beeinträchtigen können.

Die Mitteilungen des Doktors über unsere landsmannschaftlichen Beziehungen, aus denen er zugleich einen Schluß auf meine Bildungsstufe ziehen konnte, vermehrte augenscheinlich noch sein Interesse für mich und als dann die Rede auf meine mögliche Teilnahme an einer Kreuztour der „Aurora“ kam, rief Westhold sofort „das ist ja eine wunderhübsche Idee von unserm guten Doktor, die ich mir ohne weiteres aneigne. Ich lade Sie feierlichst ein, mein Gast zu sein und werde noch heute das Einverständnis meines Vaters dazu einholen, für das ich aber schon jetzt einstehe. Seine Empfehlung an unsern Kapitän Goodall wird Ihnen eine angenehme Position an Bord unserer Brigg verschaffen und so hoffe ich, Sie wenigstens in etwas dafür entschädigen zu können, daß Sie meinethalben Ihr Bein gebrochen haben.“

„Der Doktor stellt mir aber noch drei bis vier Wochen in Aussicht, bis ich gesund bin,“ warf ich zaghaft ein, „und wie ich höre, wird dann ungefähr die „Aurora“ abgelöst werden.“

„Da kann ich Sie beruhigen,“ unterbrach mich West-

hold lebhaft. „Mit dem gestern eingelaufenen portugiesischen Schuner hat mein Vater über die Kap Verde'schen Inseln Depeschen erhalten, daß unser Ablöser, die „Sphinx", erst in acht Wochen England verläßt; Sie werden also Zeit genug haben."

Wie freudig klopfte mein Herz bei dieser Mitteilung, die meine Hoffnungen zur Wahrheit machen zu wollen schien und wie herzlich dankbar drückte ich Westhold die Hand.

„Vielleicht gelingt es uns dann auch noch, die „Paloma" zu fassen und damit das Dutzend unserer Prisen voll zu machen, wie der Kapitän sich vorgenommen," bemerkte der Doktor.

„Sie dürfen sicher sein, daß Goodall sein Wort hält und die „Paloma" sich nicht zum zweitenmal durch die Finger gleiten läßt, wenn er sie wieder in Sicht bekommt."

„Was hat es für eine Bewandtnis mit dem Schiffe?" fragte ich neugierig.

„Oh, es ist ein Sklavenfahrer," erwiderte Westhold, „dessen Kapitän zu den verwegensten Hallunken gehört, die je diese Küste gesehen hat.

Er steht auch stark im Verdacht, Piraterie getrieben zu haben, und wenn wir ihn fassen, werden wir darüber bald ins klare kommen. Auf der „Aurora" sind zwei Mann von einem deutschen Schiffe aufgefischt, das er ausgeplündert und dann mit gebundener Mannschaft angebohrt haben soll. Auf wunderbare Weise ist es ihnen gelungen,

sich los zu machen, als im Schiff bereits so viel Wasser stand, daß ihre im Zwischendeck befindlichen Kameraden ertrunken waren. Sie retteten sich in die Jolle und trieben zwei Tage ohne Nahrung und Wasser in dem kleinen Fahrzeuge umher, bis sie von der „Aurora" aufgenommen wurden. Sie haben die „Paloma" so genau beschrieben, daß sie zweifellos derselbe Schuner ist, den wir vor einigen Wochen vergeblich gejagt haben. Aber ein solcher Schuft, wie der Kerl auch ist — das muß man ihm lassen, sein Schiff segelt vorzüglich und er versteht ebenso ausgezeichnet zu manövrieren.

Wir jagten ihn den ganzen Tag, ohne ihn auch nur in Schußweite bekommen zu können. In der folgenden Nacht tauchte er aber plötzlich auf kaum hundert Schritte aus der Dunkelheit an Steuerbord von uns auf, gab uns eine gutgezielte Breitseite und war spurlos verschwunden, während wir unsere abgeschossenen Stengen durch neue ersetzen und unser beschädigtes Tauwerk reparieren mußten.

Seitdem sucht ihn die „Aurora" überall und Goodall hat gelobt, ihn hängen zu sehen, bevor er nach England zurückgeht. Bekommt er die „Paloma" in irgend einem Flusse fest, dann ist er der Mann, sein Wort zu halten und der Strick ist dem Spanier sicher, seitdem er auf uns gefeuert hat, während wir sonst mit den Sklavenfahrern leider zu glimpflich verfahren und Kapitän und Mannschaft frei laufen lassen."

Der Eintritt Madimos unterbrach das Gespräch.

„Massa, Hafenmeister mich schicken," meldete er, „Signal für Schiff, ganz nahe."

„Was für ein Schiff?" fragte Westhold.

„Schiff voll mit Neger, aber nur zwei weiße Bukra (Herren). Alle schwarz, schwarz wie Madimo," erwiderte der Diener, sein glänzendes Gebiß zeigend. „Kapitän schwarz, alle schwarz, nur Steuermann weiß und kleiner, weißer Junge."

Westhold und der Doktor sprangen bei der Nachricht lebhaft von ihren Sitzen auf und eilten zum Fenster. Das Haus lag frei auf einem Hügel und man hatte von ihm einen ungehinderten Ausblick auf die Anseglung zum Hafen von Freetown, der Hauptstadt der Kolonie Sierra Leone. Westhold ergriff ein Fernrohr und musterte längere Zeit das ansegelnde Schiff, das mit der flauen Brise nur langsam vorwärts kam.

„Madimo hat recht," sagte er nach einer Weile kopfschüttelnd. „Ich sehe einen weißen Jungen am Ruder und einen andern weißen Mann auf dem Hinterdeck, sonst nur Schwarze und einer von ihnen marschiert wie ein Truthahn umher, als ob er der Kapitän wäre. Er hat einen Federhut auf und einen mächtigen Säbel umgeschnallt. Die Flagge ist brasilianisch, aber keine englische darüber, also haben wir es mit keiner Prise zu thun, und dennoch ist es offenbar ein Sklavenschiff.

Wunderbar! das verstehe ich nicht. Kommen Sie, Doktor, wir wollen uns erkundigen, wie die Sache zusammenhängt. Das ist nichts Gewöhnliches und dahinter steckt etwas."

„Es ist überhaupt Zeit, daß wir aufbrechen," pflichtete der Angeredete bei, „unser junger Freund hat für heute Unterhaltung genug gehabt und muß ruhen. Auf Wiedersehen bis morgen also!"

Mit freundlichem Gruße verließen beide das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Für den übrigen Teil des Tages war ich wieder allein auf Madimos Gesellschaft angewiesen, aber trotz seiner Schweigsamkeit beschlich mich doch keine Langweile mehr. Der Gedanke an die nächste Zukunft beschäftigte mich zu lebhaft und ich malte mir dieselbe mit glänzenden Farben aus.

Nachmittags sandte mir der Doktor einige Bücher und Madimo rollte auch mein Bett so gegen das Fenster, daß mein Blick über die Stadt und das Meer schweifen konnte, das wie ein leuchtendes Band die Küstenlinien besäumte.

Die Blätterkronen der Palmen am Hause wiegten sich und rauschten leise in der frischen Seebrise, die kühlend durch das offene Fenster in das Zimmer strich. Ich war so weit gekräftigt, daß ich aufrecht im Bette sitzen und mich der prachtvollen Tropennatur erfreuen konnte, die sich zu Füßen des Hügels ausbreitete, auf dem das Haus stand.

Die Stadt lag träumerisch im Sonnenglanz zwischen üppigem Gebüsch und einzelnen hochstrebenden Bäumen, Kokos- und Ölpalmen, versteckt. Nur die Häuser der Europäer hatten einen städtischen Anstrich und leuchteten weiß und blendend aus dem umgebenden Grün hervor. Die meisten übrigen trugen den Charakter der Negerhütten, niedriger, aus Mattengeflecht hergestellter und mit Blätterdach versehener Wohnstätten, von Bananenplantagen beschattet und hier oder dort von einem Stück Feld umgeben, das mit Yams oder Kassava (Manioka) bestellt war.

Bananen, Yamsknollen und Kassavawurzel sind die drei Lebensbedingungen für den Neger. Mehr verlangt er nicht zu seiner irdischen Glückseligkeit, aber er behilft sich auch schon mit Bananen allein, die der liebe Gott wachsen läßt, ohne ihm dabei Arbeit aufzulegen, von der der Schwarze in seiner Allgemeinheit kein Freund ist.

So lange die Sonne hoch stand, sah man fast keinen Menschen in der Stadt. Europäer wie Neger hielten Siesta im Schatten ihrer Wohnungen und auch auf den ganz mit Sonnensegeln überspannten Schiffen im Hafen regte sich nichts; nur auf der „Malwina“ war man geschäftig und der Sonnenbrand machte die Deutschen nicht träge und schlaff. Der Großmast war bereits eingesetzt; Stengen und Raaen begannen nach oben auf ihre Stellen zu wandern und das „Ho hoi!“ meiner arbeitenden Kameraden drang bis zu mir herauf.

An den einzeln stehenden Palmen rankten sich Schlinggewächse auf und an den Blattspitzen schwebten die beutelförmigen Nester der Webervögel, deren gelbes Gefieder goldig in den Sonnenstrahlen leuchtete, während Honigsauger über den prächtig gefärbten Blüten schwebten und wie fliegende Juwelen blitzten und funkelten.

Schmetterlinge und andere Insekten wetteiferten an Farbenglanz und meine Augen wurden nicht müde, sich an dem wunderbaren Bilde zu ergötzen, das sich in solcher ungeahnten Schönheit vor ihnen aufrollte. War es mir doch bisher nicht vergönnt gewesen, die Tropennatur unter so günstigen Verhältnissen zu genießen. Dreimal zwar war ich schon in Ostindien gewesen, hatte aber immer nur auf wenige Stunden das Land im Fluge sehen können, weil die Verhältnisse an Bord von Handelsschiffen es so mit sich bringen.

Als dann die Sonne hinter dem dunklen Saume des Urwaldes hinabtauchte, der sich im Westen von Sierra Leone hinzog, die Nacht ihren Mantel über die Landschaft breitete und die Seebrise erstarb, da trug der sie ablösende Landwind die kostbaren Düfte des Blütenflors der Wälder und Gärten zu mir herein, die bis dahin von den sengenden Strahlen der Sonne niedergehalten waren und sich jetzt lösten, um Herz und Sinne zu erfreuen und weit über das Meer hinausgeführt zu werden.

Und wie sich oben am Himmel die Sterne in

flimmernder Pracht entfalteten, begann es auch ringsum auf der Erde zu leuchten und zu funkeln. In allen Gebüschen blitzte es auf von Millionen Sternen; Glühwürmer in den verschiedensten Größen krochen und flogen umher, wogten scharenweise durcheinander und einzelne verbreiteten einen Schein, wie Laternen. Es war als ob der Himmel sich auf die Erde gesenkt hätte und bot ein Schauspiel von seltenster Schönheit und Lieblichkeit.

Wie eigentümlich hatte sich mein Geschick gestaltet und wie viel hatte ich zu denken, bis die Lider sich zu erquickendem Schlummer schlossen und Madimo geräuschlos das Muskitonetz um mein Bett zusammenzog, um mich auch in der Nacht vor diesen unwillkommenen Quälgeistern zu schützen. Mir träumte, in einem Feenlande zu sein, wenn sich freilich auch später erwies, daß es sehr unangenehme und bösartige Feen an der Küste von Afrika geben kann.

Am andern Morgen erhielt ich den Besuch des Kapitäns und Untersteuermannes. Der Obersteuermann war nicht mitgekommen und hielt es überhaupt nicht der Mühe wert, mir ein Lebewohl zu sagen; wahrscheinlich war ich ihm nicht gebildet genug. Dank den Anordnungen des Admirals wurde die „Malwina“ mit Hülfe des Arsenals kostenlos und so schnell wieder repariert, daß sie am nächsten Tage segeln konnte.

Der Kapitän teilte mir mit, daß er dem Zahlmeister der Station sowohl mein eigenes Geld, welches er von

mir in Verwahrung hatte, wie auch eine bestimmte Summe von seiten des Schiffes übergeben habe, damit ich nach meiner Genesung unbeengt die Reise in die Heimat machen könne und aller Geldsorgen enthoben sei.

„Ich hätte dich gern mitgenommen," sagte er, „du versprachst mit der Zeit ein ganz fixer Kerl zu werden. Nun, es hat nicht sein sollen und wer weiß, wozu es gut ist. Hoffentlich sehen wir uns einmal wieder und ich finde dich dann in der Kajüte." Er drückte mir herzlich die Hand und nickte mir noch einmal väterlich zu, als er das Zimmer verließ.

So viel Worte hatte ich den alten Mann auf einmal noch nie sprechen hören, seitdem ich ihn kannte und seine gute Meinung von mir freute mich um so mehr, als er sonst mit Lob sehr sparsam war. Ich blickte ihm gerührt nach und gelobte mir, auch in Zukunft seinen Erwartungen zu entsprechen.

Der Steuermann blieb noch längere Zeit bei mir, um mit mir zu plaudern und mir namentlich gute Lehren über mein Verhalten an dieser „vermaledeiten" Küste, wie er sie stets nannte, zu geben. Ich merkte dabei recht, wie er mir zugethan war und als er sich von mir verabschiedete, da fühlte ich eine wahre Lücke. Ich sagte, wahrscheinlich für immer, einem Mann lebewohl, der mir stets ein guter Freund gewesen war und schließlich mein Leben gerettet hatte, obwohl er meinen Dank dafür durchaus von der

Hand wies. Ich habe ihm bis auf den heutigen Tag ein treues Andenken bewahrt.

Als ich wieder allein war, trat Madimo in das Zimmer. Er war außerordentlich aufgeregt; die Augen funkelten und der breite Mund zeigte jeden Augenblick die weißen Zähne.

„Ist etwas vorgefallen?" fragte ich ihn besorgt, da ich fürchtete, es sei ihm etwas Unangenehmes zugestoßen.

„Ja, Massa," erwiderte er, aber jetzt vor Freude und Stolz strahlend, „Madimo sehr glücklich; Madimo seinen Bruder Mingo sehen. Mingo sehr großer Mann, sehr großer Bukra, mit großem Säbel und Hut, wie Massa Admiral. Mingo selbst Admiral. Ohi! ohi!" und dabei tanzte der Schwarze wie von der Tarantel gestochen im Zimmer umher, so daß ich im ersten Augenblicke glaubte, es sei nicht richtig bei ihm.

Als er sich etwas beruhigt hatte, begann er deutlicher zu reden, aber sein Englisch war doch so mangelhaft, daß ich nur mit Mühe den Sinn faßte. Demnach war der brasilianische Schuner, der am gestrigen Tage eingekommen, von Madimos Bruder befehligt, von ihm, hauptsächlich durch die Hülfe eines Negermädchens, das sich nebst hundertfünfzig andern Schwarzen als Sklavin an Bord befand, erobert und nach Ueberwältigung der brasilianischen Mannschaft nach Sierra Leone gebracht worden.

Trotzdem erzählte Madimo so verworren, daß ich mir

schwerlich ein klares Bild von dem auffallenden Ereignisse hätte machen können, wenn nicht der Doktor und Westhold eingetreten wären und mir den Zusammenhang erklärt hätten.

Als letzterer mich tags zuvor nach Meldung von der Ankunft des Schuners mit der schwarzen Mannschaft verlassen, hatte er geäußert: „Das ist etwas Ungewöhnliches, dahinter steckt etwas" und so war es auch. Die Sache zeigte sich nicht nur als eine sehr seltsame, sondern hatte auch einen so romantischen Schimmer, wie man in diesen Gegenden nicht oft finden dürfte, und setzte sowohl Madimo, wie die ganze Kolonie, Schwarze und Weiße, in die lebhafteste Aufregung.

Ein heroisches Drama hatte sich abgespielt und da ich im Laufe der Zeit nicht nur die Househelden, Madimos Bruder Mingo, sowie Adsa, das Bantumädchen kennen lernte, durch sie die näheren Einzelheiten erfuhr und später selbst die Örtlichkeit sah, wo jenes seinen Anfang genommen, so schrieb ich damals den Verlauf des Ereignisses unter frischem Eindruck nieder und die Schilderung möge hier folgen.

Siebentes Kapitel.

Die Westküste von Afrika hat von jeher bei den Seefahrern in schlechtem Rufe gestanden und mit Recht. Obwohl sie eine Ausdehnung von über tausend Meilen besitzt, bietet sie für diese gewaltige Strecke nur ungemein wenig gute Häfen, in denen Schiffe einen gesicherten Ankerplatz finden. Zwar ergießen sich an ihr große Ströme, wie Senegal, Niger, Kongo, in den Atlantischen Ocean, doch spalten sie sich nahe ihren Mündungen in mehrere Arme, die nur für nicht tiefgehende Fahrzeuge größere Strecken aufwärts fahrbar sind und alle haben Barren, d. h. quer in der Mündung abgelagerte Untiefen. Diese erlauben tiefer gehenden Schiffen nur bei Flut eine Passage, die oft durch heftige Brandung gefährdet wird, welche schon bei verhältnismäßig wenig Wind entsteht.

Im großen und ganzen macht die Küste von außen einen

höchst traurigen Eindruck. Sie besteht aus kahlen, niedrigen Sanddünen, über welchen stets eine von den sengenden Sonnenstrahlen erhitzte Luftschicht zittert, die sie in einen Schleier hüllt und sie dem Seefahrer nur auf kurze Entfernungen sichtbar macht, so daß er oft früher die Brandung rauschen hört, ehe er das Land sieht.

Tornados, weiße Böen, furchtbare Gewitter und der Harmattan, der Bruder des Samum, sowie wechselnde Meeresströmungen treten ihm als andere gefürchtete Feinde entgegen und wehe dem unglücklichen Schiffe, das an diesen Gestaden scheitert. Wie mit Polypenarmen hält der trügerische Sand es umklammert und in wenigen Stunden wird es von den unbarmherzigen Wogen des Oceans zerschellt.

Auch an Rettung der Mannschaften ist nicht zu denken. Wer von ihnen dem Wellengrabe entgeht und vom Rachen der Haie verschont die Küste erreicht, den erwartet nur noch ein furchtbareres Schicksal. Ohne Nahrung und Wasser verschmachtet er und bald bleicht die Sonne seine Gebeine auf dem öden Strande.

Das von den Strommündungen gebildete Delta besteht aus niedrigem, sumpfigen Lande, mit Mangroven bewachsen, deren Wurzelwerk aus der Höhe herabkommend und Grund suchend ein undurchdringliches Dickicht bildet und nur von Schaltieren bewohnt wird, während dem Moraste giftige Dünste entsteigen, die man morgens wie

weiße Nebelstreifen über dem Boden lagern sieht und welche das Küstenklima für Weiße so todbringend machen. Diese Deltas erstrecken sich zehn bis zwanzig deutsche Meilen landeinwärts und erst hinter ihnen und mit aufsteigendem Boden zeigt Afrika seinen eigentlichen Charakter, den eines ungemein fruchtbaren und auch für den Europäer gesundheitlich nicht unzuträglichen Landes.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß bis vor kurzer Zeit der europäische Schiffsverkehr mit der Westküste beschränkt blieb und nur ein Zweig desselben, wenn auch kein edler, der Sklavenhandel, blühte.

Obwohl zur Zeit meiner Anwesenheit in Sierra Leone sechs bis acht englische Kriegsbriggs zwischen Senegal und Kongo stationiert waren und verhältnismäßig auch viel Prisen aufbrachten, so wurde damit nicht gründlich geholfen. Der Handel war zu einträglich, um nicht eine große Schar der verwegensten Gesellen anzulocken, die viel zu gewinnen und wenig zu verlieren hatten. Leisteten sie den Kriegsschiffen nur nicht bewaffneten Widerstand, oder betraf man sie nicht geradezu beim Seeraub, den sie bei sich bietender Gelegenheit allerdings oft genug betrieben, so nahmen die Engländer zwar das Schiff und die darin enthaltenen Neger, um diese zur Deckung der Befreiungskosten auf ihren eigenen Kolonien Jahre lang als „freie Arbeiter“, natürlich ohne Lohn und mit Anwendung der Peitsche, anzusiedeln, aber die Sklavenfahrer selbst ließen sie laufen.

Wie zu erwarten, kamen diese auf anderen Schiffen bald wieder zurück und waren nur um so vorsichtiger geworden. Sie mieden die offenen Küstenplätze, erschienen mit kleineren, flachgehenden Fahrzeugen, um viele Meilen weit die Flüsse hinaufzufahren und dort ihre Ladungen an Menschenware, oder wie es euphemistisch hieß, an Ebenholz, einzunehmen. Bei den meisten Winden herrscht an der Küste eine undurchsichtige, mit Sandstaub gefüllte Luft. Diese benutzten sie, um abends aus den Flüssen zu schlüpfen und am andern Morgen gewöhnlich schon die Linie der Kreuzer passiert zu haben.

Das Los der armen Schwarzen wurde dadurch nur um so trauriger. Man pferchte dieselbe Zahl wie früher in die jetzt so viel kleineren Schiffe und sehr viele starben aus Mangel an Luft und Licht. Was kam aber den entmenschten Händlern darauf an? Brachten sie nur die Hälfte der Unglücklichen lebend nach Brasilien oder Westindien, so hatten sie trotzdem unendlichen Gewinn.

Der Niger mit seinen vielen Mündungen war damals ein für solche Zwecke besonders gesuchtes Gebiet und Jahre lang blieb dies den Engländern unbekannt, bis die Ankunft des von Mingo eroberten Schuners in Sierra Leone darüber Aufklärung gab und der Strom sehr bald gründlich von dieser Pest gesäubert wurde, freilich ebenfalls ohne nachhaltigen Erfolg, da nun andere Schlupfwinkel aufgesucht und dort neue Märkte eröffnet wurden. Erst in

den fünfziger Jahren, als England statt der bisherigen Segelschiffe Dampfkreuzer an die Küste sandte, wodurch eine viel schärfere Überwachung möglich war, wurde dem Unwesen wesentlich gesteuert.

Etwa dreißig Meilen stromaufwärts, wo der Niger den Namen Quorra führt, lag am rechten Ufer des Flusses ein Dorf von einigen hundert Hütten. Es nahm einen ziemlich großen Flächenraum ein, da die Hütten weitläufig standen, und war auf einer Lichtung des Urwaldes erbaut, der einige tausend Schritte landeinwärts sich wie eine himmelanstrebende, grüne Mauer erhob und das Dorf im Halbkreise umschloß. Schon der erste Anblick verriet, daß die Bewohner keineswegs den Begriffen entsprachen, die man im allgemeinen von Negern, und vielfach auch mit Recht, hegt, daß sie nämlich gänzlich uncivilisierte Wilde seien.

Die Hütten hatten zwar die, meistens bei den Schwarzen Afrikas gebräuchliche, runde Form mit kegelförmigem Dache, aber sie waren groß, geräumig, von sauberem, stattlichen Aussehen, und vielfach verriet sich bei ihrer Ausstattung sogar Kunstsinn. Sie bestanden aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen war und dessen hellgelbe Farbe, ebenso wie die der sorgfältig gedeckten Strohdächer, sich freundlich von dem umgebenden, saftigen Grün abhob. Das Dach ragte mehrere Fuß über die Wände hinaus und ruhte mit seinem Rande auf Pfählen, so daß es eine rings um das Haus laufende, schattige Veranda bildete.

Breite, sehr reinlich und gut gehaltene Wege durchzogen das Dorf. Jenseits desselben bis zum Urwalde zeigten sich große, kultivierte Landstrecken, in regelmäßige Äcker abgeteilt, auf denen Yams, süße Kartoffeln, Kassava, Hirse und Zuckerrohr in üppigem Wachstum prangten, während hier und dort Anpflanzungen von Öl- und Borassus-Palmen, aus denen die Afrikaner den Malafu oder Palmwein gewinnen, mit solchen von Orangen und Bananen abwechselten. Große Herden von Ziegen und Schafen weideten auf fetten Grasplätzen, im Dorfe selbst waren hier und dort eingefriedigte Plätze abgegrenzt, in denen Schweine die ihnen vorgeworfenen, überall wild wachsenden Ananas behaglich grunzend durchwühlten, und überall scharrten und pickten in der Nähe der Hütten große Scharen von Federvieh.

Alles verriet, daß hier ein glückliches, fleißiges Völkchen in idyllischer Ruhe wohne und das war auch der Fall. Vor etwa zehn Jahren hatte hier noch vollständige Wildnis geherrscht und der Urwald sich bis an den Fluß erstreckt. Dann waren eines Tages einige hundert Männer mit ihren Familien in einer Anzahl Kanoes stromabwärts gekommen, um sich anzusiedeln, den Urwald zu lichten und sich das Heim zu gründen, das so schön aufgeblüht sich jetzt den Blicken des Beschauers zeigte.

Sie gehörten zur Völkerschaft der Bantu, die eigentlich am oberen Kongo ihren Sitz hat, aber von der sich aus

unbekannten Ursachen schon seit langen Jahren Stämme abzweigen, um weiter nördlich und westlich zu wandern und in der Nähe der Küste neue Wohnsitze zu suchen.

Die Bantu gehören den höchstorganisierten Völkerschaften Afrikas an. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, befassen sich jedoch auch mit Handel und sind in manchen Handwerken, so z. B. in der Goldschmiederei, sehr geschickt. Von den übrigen Negern unterscheiden sie sich nicht allein durch die Entwickelung ihrer geistigen Eigenschaften, sondern auch körperlich sehr vorteilhaft.

Schlank und hochgewachsen haben sie weder den großen Plattfuß, noch die fast wadenlosen Beine und langen Arme der gewöhnlichen Schwarzen. Ebenso fehlen die wulstigen Lippen und der Nasenrücken tritt bedeutend mehr hervor. Ihre Züge sind regelmäßig, von intelligentem Ausdruck, die Hautfarbe ist dunkelbraun; sie haben Bart und krauses, aber langes Haar und nicht selten findet man unter ihnen wahrhaft edle Gesichter, während ihnen die unangenehme Ausdünstung fehlt, die den eigentlichen Neger für den Europäer so widerlich macht.

Achtes Kapitel.

Es war einige Stunden nach Mittag. Die Sonne brannte noch heiß vom Himmel hernieder und in der Natur wie über dem Dorfe lagerte tiefe Ruhe. Hier und dort stiegen aus den Mittelöffnungen der kegelförmigen Hüttendächer leichte Rauchsäulen wirbelnd in die Lüfte, aber dies war auch fast das einzige Zeichen, daß das Dorf bewohnt sei. Menschen sah man nicht; sie hielten sich im Schatten ihrer Wohnungeu. Zunächst dem Ufer, das hier steil abfiel, stand auf einem Hügel eine Hütte, deren Größe und äußeres Ansehen sich von den übrigen Wohnungen auszeichnete und darauf schließen ließ, daß sie dem Häuptlinge, der ja auch stets der Wohlhabendste ist, gehörte.

Links vom Hause lief eine ziemlich tiefe Schlucht im Bogen zum Flusse hinunter, während der Hügel nach rechts hin gegen das Wasser allmählich abflachte. Diese Böschung

hinunter führte ein Fußpfad zum Flusse und zu einem Landungsplatze. Die Quorra machte hier einen ziemlich kreisrunden Einschnitt in das Ufer und schuf dadurch einen natürlichen Hafen, in dem eine Zahl von Kanoes verankert lagen. Die Ränder des Hafens waren mit dichtem Gehölz bewachsen, das seine Zweige weit über das Wasser streckte und die Boote vor den Strahlen der Sonne schirmte. Gleichzeitig verbarg dasselbe aber die Kanoes landwärts dem Blicke, bis man unmittelbar vor ihnen stand.

Aus der Wohnung des Häuptlings trat jetzt ein junges Bantumädchen und nahm elastischen Schrittes ihren Weg auf eine Gruppe von Palmen zu, die sich gerade vor dem Hause am Rande des Hügels erhob. Hier blieb sie längere Zeit stehen, die Augen sinnend auf die vorüberströmende Quorra gerichtet, als ob sie von dorther jemand erwarte. Als sie sich getäuscht sah, flog es wie ein Schatten über ihre Züge; sie setzte sich auf den Rasen nieder und nahm ein feines Flechtwerk zur Hand, das sie mit aus der Hütte gebracht. Doch die emsig begonnene Arbeit, ein Bastkörbchen, ruhte bald wieder; die Hände falteten sich über dem Knie und die Blicke hafteten abermals träumerisch auf der Wasserfläche.

Das Mädchen bot eine anmutige Erscheinung dar. Etwas über Mittelgröße zeigte sie ein schönes Ebenmaß der Glieder. Grazie, Eleganz und Kraft vereinigten sich in ihnen und ein helles Gewand aus duftig gewebtem

Grastuch, das sich in reichen Falten an den Körper schmiegte, ließ die Formen zur vollen Geltung kommen. Die Hautfarbe war hellbraun und auf den Wangen schimmerte ein Anflug von Rot. Den Mund umschlossen feingeschnittene Lippen, Stirn und Nase schienen einem griechischen Profil entlehnt und dunkle, strahlende Augen gaben dem Gesichte einen lebhaften, sprechenden Ausdruck. Glänzend schwarzes Haar umrahmte den wohlgeformten Kopf; es war lockig, aber lang und in eine große Zahl Zöpfe geflochten, eine Tracht, die im ersten Augenblicke wohl eigentümlich berührte, aber doch den Eindruck des Ganzen nicht beeinträchtigte.

Wohl eine halbe Stunde mochte das junge Mädchen fast regungslos gesessen haben. Sie mußte in tiefe Gedanken verloren sein, denn sie hatte nichts davon vernommen, daß von rückwärts her sich mit leisen Schritten ein junger Mann ihr näherte und plötzlich mit seinen Händen ihre Augen bedeckte, so daß sie leicht erschreckt zusammenfuhr.

„Sambo!“ rief sie jedoch gleich darauf freudig aus, „bist du es? wo kommst du her?“

„Jawohl, mein Vögelchen, ich bin es,“ erwiderte der junge Mann lachend, „ich wollte dich überraschen und bin deshalb die Schlucht heraufgeklettert.“

Dann zog er die Hände von den Augen und umschlang die Geliebte, um ihr einen Kuß zu rauben, obwohl sie sich seiner Liebkosung anfangs zu entziehen versuchte.

„Noch immer so spröde, meine Adsa,“ fügte er scherzend hinzu, als er seinen Zweck erreicht hatte, „in wenig Tagen bist du ja doch mein liebes Weib und ich nehme dich mit in unser Dorf.“

„In ein paar Tagen?“ warf sie zweifelnd ein, obwohl ihre Augen freudig strahlten. „Ich denke der Vater ....“

„Sei ohne Sorge, mein Vögelchen. Ich habe die Bedingungen, die er mir vor fünf Tagen durch euren Fetischmann stellen ließ, erfüllt.“

„Was?“ rief Adsa erstaunt, „du hättest die Elefantenzähne bereits herbeigeschafft, aber wie wäre das in so kurzer Zeit möglich?“

„Nun, was wäre meiner Liebe nicht möglich?“ sagte Sambo, indem er das Mädchen an sich zog, ohne daß sie diesmal widerstrebt hätte. „Ich machte mich mit meinen Brüdern selbst zur Jagd auf. Ich schenkte dem Fetischmann zwei schwere Messingstangen und erhielt dafür von ihm einen Zauberspruch, der mir Glück gebracht hat.

Bereits am zweiten Tage fanden wir im Urwalde eine Tränke der Elefanten, hoben auf dem Wege zu ihr eine Fallgrube aus, versteckten uns auf einem Baume und schon nach wenigen Stunden sah ich meinen heißesten Wunsch erfüllt. Ein mächtiger Elefant war hinabgestürzt und wir brauchten ihn nicht einmal zu töten, da er sich das Genick gebrochen hatte. Wir konnten deshalb gleich

die Zähne absägen und ich habe sie unten im Kanoe, um sie deinem Vater zu bringen.

Er verlangte noch fünfzig Pfund Elfenbein zu dem Goldstaub und dem Palmöl, das ich ihm als Brautgabe für dich bot, aber diese prachtvollen Zähne wiegen über das Doppelte. Mingo, der Kruhändler — du kennst ihn ja, Vögelchen, der dir neulich die schönen, blauen Perlen schenkte — war gestern in unserm Dorfe und bot mir zwanzig Messingstangen für die Zähne, aber dafür war mir meine Adsa doch nicht feil," setzte er schelmisch lachend hinzu. „Habe ich recht gethan?"

Statt aller Antwort schmiegte sich das schöne Mädchen nur errötend an ihren Bräutigam, der sie stolz und glücklich an sich preßte. Sie hatte keine üble Wahl getroffen; Sambo, das Bild männlicher Kraft und von hoher, schlanker Gestalt, war ihrer wohl wert. Seine Heimat lag eine halbe Meile stromaufwärts; er gehörte zu ihrem Stamme und war der Sohn eines reichen Dorfältesten, die nach dem Häuptlinge und Fetischmann das größte Ansehen genießen.

„Doch nun komm, Vögelchen, jetzt wollen wir zu deinem Vater gehen," sagte er. „Dem Fetischmann habe ich auch noch Goldstaub mitgebracht, damit er so bald wie möglich einen glücklichen Tag für unsere Heirat bestimmt und alle bösen Geister von unserer Thürschwelle bannt."

„Der Vater ist nicht zu Hause und wird auch schwerlich

vor morgen oder übermorgen zurück sein, wir müssen uns deshalb mit unsern Wünschen noch etwas gedulden, mein Sambo," erwiderte Adsa, verschämt die Augen niederschlagend.

„Was sagst du? wo ist er?" rief der junge Mann unangenehm überrascht aus.

„König Battuplam sandte vor einigen Tagen einen Boten, um ihn zu einem Palaver in seinem Dorfe einzuladen. Er hat gehört, daß Mingo bei uns viel Elfenbein und Palmöl aufkauft, um es nach Fernando Po zu bringen und will mit dem Vater gern einen direkten Handel anfangen. Er ließ sagen, die Schiffe der Weißen kämen bis in die Nähe seines Dorfes und er würde dem Vater weit höhere Preise zahlen, als Mingo dies könne."

„Ist dein Vater allein hingegangen?" fragte Sambo, dessen Züge plötzlich ernst geworden waren.

„Nein," erwiderte Adsa, „der Fetischmann, die Dorfältesten und noch sechs junge Männer zum Rudern sind mit ihm gezogen. Aber weshalb schaust du so besorgt aus, Sambo?"

„Ich traue Battuplam nicht," sagte dieser, „und bin deshalb froh, daß dein Vater so viel Begleitung hat. Mingo erzählte nichts Gutes von jenem. Als der Kruhändler vor einigen Monaten bei ihm war, hat er dort Portugiesen aus dem Westen getroffen, die dem Könige Rum, Zeug und Perlen brachten. Wo aber Portugiesen

zu uns Afrikanern kommen, da ziehen auch die bösen Geister mit ihnen ein und der weiseste Fetischmann vermag sie nicht wieder zu bannen.

Sie wollten auch kein Palmöl eintauschen, sondern für ihre Waren schwarze Menschen haben. Diese werden über das große Wasser gebracht, mit Ketten gebunden und mit Peitschen bis auf das Blut geschlagen, wie Mingo sagt, und sie sehen ihr Vaterland nie wieder. Er selbst ist auch einmal so gefangen worden; dann sind aber Engländer gekommen und haben ihn befreit, d. h. von den Portugiesen, denn er hat fünf Jahre auf den Kriegskanoes dienen müssen, ehe sie ihn ganz gehen ließen.

Dann ist er Händler geworden und da er auf dem großen Wasser Bescheid weiß, geht er mit seinem Segelkanoe bis Fernando Po und noch weiter. Früher hat Mingo auf der Quorra keine Portugiesen gesehen und im Lande von Battuplam ist auch alles ruhig und friedlich gewesen, aber seit einiger Zeit hat der König gegen die Kabinda- und Basundi-Leute, die weiter nach dem Meere zu wohnen, die Keule erhoben.

Er hat viele erschlagen, die meisten aber gefangen genommen und niemand weiß, wo sie geblieben sind, doch Mingo behauptet, er habe sie an die Portugiesen verkauft. Deshalb will Mingo selbst auch Battuplams Land nicht wieder besuchen und was er erzählte, ließ mich an deinen Vater denken."

Adsa war mit gespanntester Aufmerksamkeit den Mitteilungen ihres Geliebten gefolgt.

„Du meinst doch nicht etwa," stieß sie dann angstvoll hervor, „daß dem Vater dort ein Leid geschieht."

Ein tosendes Geräusch, das vom Westen des Dorfes zu kommen schien, hielt Sambos Antwort zurück. Es war so ungewöhnlich, daß beide jungen Leute unwillkürlich emporschnellten und aufmerksam lauschten. Von ihrem erhöhten Standpunkte aus konnten sie fast das ganze Dorf übersehen, doch zeigte sich bis jetzt nichts Besonderes; die Wege waren leer und die Einwohner hielten sich noch in ihren Häusern.

Da hörten sie wieder den Lärm, aber diesmal weit näher und lauter, wie das Getümmel von schreienden, kämpfenden Menschen und der Knall eines Schusses pflanzte sein Echo durch das Dorf fort.

„Sieh da, Sambo, sieh!" rief plötzlich das Mädchen, „dort zwischen den Palmen diese Masse feindlicher Krieger. Das müssen Battuplams Leute sein. Ja, sie sind es, ich erkenne sie an dem weißen Strich im Gesicht — mein armer Vater!" und sie sank zitternd und halb ohnmächtig in die Kniee.

Sambos Augen folgten der gegebenen Richtung. Zwischen dem Gebüsch erschienen jetzt Hunderte von halbnackten, schwarzen Gestalten, mit Bogen, Keulen und Lanzen bewaffnet, die unter schaurigem Geheul auf das Dorf los-

stürmten und seine äußersten Hütten bereits erreicht hatten. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, es war ein feindlicher Überfall.

Einen Augenblick hegte der mutige Sambo den Gedanken, sich dem Feinde entgegenzuwerfen, doch ließ er ihn eben so schnell wieder fallen. Er hatte seine Waffen im Boot zurückgelassen und ihm gegenüber befand sich eine Überzahl wilder, kriegsgerüsteter Feinde, welche die erschreckten und überall aus ihren Hütten hervorstürzenden Bewohner vor sich hertrieben. Vergebens suchten diese zu fliehen; das Dorf war umzingelt. Von allen Seiten drangen die Schwarzen ein; bereits wirbelten Feuersäulen aus einzelnen Wohnungen empor, in welche die Angreifer Brandfackeln geworfen hatten — längeres Bleiben wäre Wahnsinn gewesen. Der Gedanke, Adsa in die Hände jener gierigen Räuber fallen zu lassen, machte sein Blut erstarren. Sie mußte gerettet werden, aber es gab nur noch einen Weg dazu, durch die Schlucht.

Wie eine Feder hob er das zusammengesunkene Mädchen in seine Arme und eilte mit ihr die Schlucht hinab, die ihn, wie er hoffte, den Blicken der Feinde entziehen mußte. Es war ein großes Wagestück, diesen Weg zu unternehmen, und es gehörte die ungemeine Körperstärke und Gewandtheit des jungen Negers dazu, um mit seiner Last nicht zu verunglücken. Bisweilen mußte er in vollem Laufe drei bis vier Fuß von einem Felsstücke zum andern springen,

doch die Liebe stählte seine Muskeln, verdoppelte seine Kräfte, und glücklich langte er am Fuße der Schlucht an.

Dort lag noch sein Kanoe. Adsa, die wieder zu sich gekommen war und nach Überwindung des ersten Schrecks der drohenden Gefahr kühn und mutig in das Auge sah, half ihm, das Boot los zu machen und beide sprangen hinein. Sambo ergriff das Ruder und unter dem Druck seiner nervigen Arme schoß das kleine Fahrzeug wie ein Pfeil aus dem Uferschilf, in dem es versteckt gelegen, auf den Fluß hinaus, während das Kriegsgeheul der das Dorf verheerenden Feinde von ferne an ihr Ohr schlug.

„Die guten Geister sind auf unserer Seite," sagte er tief aufatmend, „ich habe dich mir gerettet und bald werden wir in unserm Dorfe geborgen sein."

Dankbar und liebevoll lächelnd blickte das junge Mädchen zu ihm empor, doch als sie die Lippen öffnete, um Worte folgen zu lassen, da zischte es neben ihrem Ohre wie eine Schlange und nur ein durchdringender Angstruf entrang sich ihrem Munde.

Das zischende Geräusch hatte ein Pfeil verursacht. Er war in Sambos rechte Schulter gedrungen und ein heftiger Blutstrom quoll aus der Wunde. Oben auf der Höhe aber, bei der Palmengruppe, wo vorhin die Liebenden gestanden, da erblickten sie jetzt Schwarze, die triumphierend jauchzten und ihnen noch andere Geschosse nachsandten. Glücklicherweise hatte das Kanoe eine solche Fahrt, daß

es sich deren Bereiche entzog, aber seine Insassen waren entdeckt und die Gefahr sehr groß.

Doch gerade dieser Umstand erweckte die geistige Spannkraft Adsas wieder, die beim ersten Anblick der Verwundung gänzlich gebrochen schien. Behutsam entfernte sie den Pfeil aus der Schulter, legte ihre Lippen auf die Wunde und sog sie aus, weil sie fürchtete, die Waffe könne vergiftet sein. Dann riß sie ein Stück ihres Gewandes ab und legte einen Verband an mit solchem Geschick, daß kein Arzt es besser und schneller hätte machen können. In wenigen Minuten war alles beendet, aber es schien auch die höchste Zeit, denn das Kanoe hatte seine Fahrt verloren, trieb mit der Strömung rückwärts, und die Pfeile der Schwarzen, die sich inzwischen in größerer Zahl auf der Höhe gesammelt, fielen bereits in bedenklicher Nähe des Bootes nieder. Sambo versuchte mit der linken Hand allein das Ruder zu führen, doch das Boot kam damit nicht vorwärts. Da ergriff Adsa dasselbe und wußte es so kräftig und kunstgerecht zu handhaben, daß bald eine sichere Entfernung zwischen ihnen und den Feinden lag.

Wieder atmeten die Fliehenden auf, denn jetzt hofften sie sicher gerettet zu sein. Sambos Arm schwoll nicht an, ein gutes Zeichen dafür, daß der Pfeil nicht vergiftet gewesen, oder daß es dem jungen Mädchen gelungen war, das Gift ganz aus der Wunde zu saugen. Mit strahlendem Auge blickte diese auf den Geliebten; er war ihr erhalten

und dieser beglückende Gedanke ließ sie für den Moment ganz des Vaters und dessen traurigen Geschickes vergessen. Einem Zweifel konnte es wohl nicht mehr unterliegen, daß der hinterlistige Battuplam ihn nur an sich gelockt hatte, um ihn und seine Begleiter gefangen zu nehmen und dann bei dem Überfalle um so leichteres Spiel zu haben.

Doch die geträumte Sicherheit erwies sich leider nur zu bald als eine trügerische. Kaum hatte Adsa das Ruder etwas langsamer gehen lassen, als Sambo, der im Boote mit dem Gesichte nach rückwärts saß, schmerzerfüllt ausrief: „Wir sind verloren, Adsa, die Battuplamleute haben unsere Kanoes im Hafen entdeckt und sind beschäftigt, sie los zu machen. Oh! daß mich auch dieser unglückselige Pfeil treffen mußte! Du schwaches Mädchen kannst es ja unmöglich mit jenen aufnehmen und in kurzer Zeit werden sie uns eingeholt haben.“

„Du irrst, Sambo, wenn du mich für schwach hältst,“ erwiderte die Angeredete, deren Mut mit der näherrückenden Gefahr nur zu wachsen schien, „wie oft habe ich zu meinem Vergnügen stundenlang auf der Quorra gerudert und weitere Strecken, als bis zu eurem Dorfe. Sieh nur“ — und sie strich aus, daß das Wasser vor dem Bug des schlanken Fahrzeugs schäumend emporspritzte — „wie ich es verstehe, und daß ich nicht ermatte, wirst du auch erfahren.“

Es dauerte noch eine geraume Zeit, bis die Feinde die Verfolgung wirklich aufnehmen konnten, da wahrscheinlich

die Ruder aus den Booten genommen waren und erst wieder herbeigeschafft werden mußten, so daß die Flüchtlinge einen ganz bedeutenden Vorsprung gewannen. Bereits sahen sie die Landspitze, hinter der Sambos Dorf lag, und sie wuchs höher und höher aus dem Wasser empor. Das tapfere Mädchen ermattete wirklich nicht und niemand hätte ihrem zarten Körper die Kraft zugetraut, mit der sie unermüdlich und scheinbar spielend das Ruder handhabte; aber trotzdem behielt Sambo recht — gegen zwei rüstige Ruderer, wie sie in jedem der verfolgenden Boote waren, vermochte sie dennoch nicht aufzukommen.

Schritt für Schritt näherten sich diese, immer kleiner wurde die Entfernung; bereits begannen wieder die Pfeile zu fliegen und nur das Schild, mit dem Sambo die Geliebte deckte, bewahrte diese davor, selbst getroffen zu werden. Adsa gab ihre letzte Kraft aus — da war endlich die Landspitze erreicht, das Kanoe schoß dahinter und lief hoch auf den Strand. Das Dorf lag vor ihnen und beide sprangen an das Ufer, Adsa freilich nur, um vollständig erschöpft zusammen zu sinken.

In diesem Augenblicke kamen die feindlichen Boote um die Landspitze; in wenigen Minuten mußten sie das Ufer ebenfalls erreichen. In tödlicher Angst umfaßte Sambo das Mädchen mit seiner unverwundeten Linken und eilte mit ihr einer der nächsten Hütten zu. Mit seinen ganzen Gedanken nur bei der Geliebten weilend, hatte er weder

auf die Umgebung, noch darauf geachtet, daß ihm ein Trupp Männer entgegentrat. Erst als er ihnen unmittelbar gegenüber stand, bannte ihn ein unsagbarer Schreck; der weiße, breite Streifen auf ihrem Gesicht kennzeichnete sie als Battuplamleute. Gleichzeitig schmetterte ihn ein Keulenschlag zu Boden und Adsa befand sich in der Gewalt der Feinde.

Wie ihr eigenes, war auch Sambos Dorf von einer feindlichen Abteilung überfallen und diese hatte die sämtlichen Bewohner erschlagen oder zu Gefangenen gemacht.

Neuntes Kapitel.

Als das junge Mädchen ihren Geliebten von der tödlichen Waffe getroffen sah, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, dann schwanden ihr die Sinne. Als sie wieder zu sich kam, war es Nacht; wie lange sie bewußtlos gewesen, wußte sie nicht, aber allmählich kam ihr die Erinnerung an das Furchtbare, was sie erlebt, und das Herz drohte ihr zu brechen. Sie versuchte sich aufzurichten, doch ihre Hände waren gefesselt und sie selbst mit einem Strick an der Wand eines Gebäudes befestigt. Schmerzensgestöhn in ihrer Nähe verriet, daß sie nicht allein sei und Unglücksgefährten ihr schreckliches Los teilten. Die tiefste Verzweiflung bemächtigte sich der Armen und körperliche wie geistige Erschöpfung ließ sie wieder in Bewußtlosigkeit zurückfallen. Ein Peitschenschlag erweckte sie aus ihrer Betäubung; der Tag war gekommen und die Battuplamleute

wollten mit ihrer Beute aufbrechen. Bei einem Umblick auf ihre Mitgefangenen sah Adsa, daß es fast nur junge Männer und Frauen waren, die alten hatte man erschlagen. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, wurden sie abteilungsweise losgebunden und man gab ihnen etwas Kassava und Wasser. Dann fesselte man sie wieder, band sie außerdem mit Stricken aneinander und trieb sie vor sich her.

Aus ihrem Dorfe sah sie niemand im Zuge, ebensowenig aus Sambos Heimat; nur Schwarze, deren Dialekt sie kaum verstand. Die Bantu-Gefangenen mußten, während sie bewußtlos lag, mit einem anderen Transport vorausgeschickt sein und die Battuplamleute noch einen weitern Streifzug gemacht haben, von dem sie die Schwarzen mitgebracht.

Der Gedanke an Sambo brachte plötzlich eine wunderbare Energie über sie und alle Verzagtheit schwand. Wohl hatte sie ihn unter dem Keulenschlage stürzen sehen, aber trotzdem hoffte sie, er sei nicht tot, sondern man habe ihn liegen lassen und ihr ganzes Sinnen konzentrierte sich auf einen Fluchtversuch. Entweder wollte sie sich wieder mit ihm vereinigen, oder, wenn sie ihn dennoch nicht mehr am Leben träfe, ebenfalls sterben. Wie sie ihren Vorsatz auszuführen gedachte, darüber war sie freilich sich selbst nicht klar; sie hoffte auf einen glücklichen Zufall, aber schon der bloße Gedanke erfüllte sie mit seltenem Mut und mit Kraft, ihre gegenwärtige, traurige Lage zu ertragen.

Fast einen Tag lang wurde auf ungebahnten Wegen durch die Wälder marschiert, dann bog der Zug nach dem Flusse ab, wo Kanoes seiner harrten. Man packte die Gefangenen hinein und bis zum Abend ging es stromabwärts hin zu Battuplams Dorfe selbst, wo sie während der Nacht in einer Umzäunung wie Vieh eingepfercht wurden. Vergebens suchte Adsa hier etwas über das Schicksal ihres Vaters und ihrer Verwandten zu erfahren. Niemand, soweit sie fragen konnte, vermochte ihr Auskunft zu geben, aber auch ebensowenig bot sich bei der scharfen Bewachung eine Gelegenheit zur Flucht für sie.

Am andern Morgen ging es weiter der Küste zu und jetzt erst begannen die physischen Leiden der armen Gefangenen. Stromabwärts wohnten am Flusse Negerstämme, mit denen Battuplam sich im Kriegszustande befand. Er fürchtete, durch sie nicht nur seiner Sklaven, sondern auch der großen Vorräte an Elfenbein, Palmöl und Goldstaub beraubt zu werden, die er auf den Raubzügen erbeutet hatte.

Um deshalb den nächsten befreundeten Stamm zu erreichen, mußten jene feindlichen Völkerschaften landwärts in weitem Bogen umgangen werden und dies erforderte einen ferneren Marsch von drei Tagen, unter schrecklichen Leiden für die Gefangenen. Jedem von ihnen wurde ein Teil der Beute unter der Drohung aufgepackt, denjenigen sofort zu töten, der seine Last abwürfe. Mit Peitschenhieben wurden die Unglücklichen zur Eile angetrieben und als

einzelne unter der übergroßen Bürde wirklich zusammenbrachen, da zögerten die unmenschlichen Feinde nicht, ihre grausame Drohung wahr zu machen und ihnen mit der Keule den Kopf zu zerschmettern. Allerdings erreichten sie dadurch den Zweck, daß die übrigen, wenn auch unter übermenschlicher Anstrengung, mit wunden Füßen und bis zum Tode matt, weiter marschierten. Adsa litt unter diesen Verhältnissen am wenigsten von allen, und zwar verdankte sie dies ihrer Schönheit. Ihre Besitzer wußten sehr wohl, daß dieser Umstand ihren Preis bedeutend erhöhen werde und scheuten sich deshalb, sie schwach und krank ankommen zu lassen. Sie erhielt nicht nur eine leichte Last, sondern auch reichliche und bessere Nahrung, wurde dafür aber auch um so strenger bewacht.

Am vierten Tage erreichte man endlich das Ziel. Es war das Dorf des Königs Obu, der direkten Sklavenhandel mit den Portugiesen trieb und die übrigen Häuptlinge zu ihren Raubzügen aufmunterte, um ihnen im Verein mit seinen vornehmsten Unterthanen die Beute zu Spottpreisen abzunehmen und sie mit Profit an die Schiffe zu überlassen, denen die Wassertiefe bis in die Nähe seines Dorfes zu kommen gestattete.

Er nahm die Ankömmlinge persönlich in Empfang, suchte für sich die jüngsten und besten, vor allem Adsa, aus und überließ den Rest seinen Unterthanen zum Ankauf. Tags zuvor war ein Sklavenschiff, für das er auch die

Ware geliefert, bereits gesegelt; ein zweites wurde jeden Augenblick erwartet. Wahrscheinlich waren auf jenem Adsas Vater und die übrigen geraubten Bantuleute eingeschifft worden, denn unter den Mitgefangenen befanden sich keine Stammesgenossen von ihr.

Ihr Herz schnürte sich bei dem Gedanken zusammen, daß sie jetzt wahrscheinlich den Vater für immer verloren habe, doch trotzdem kehrte ihr Mut wieder. Es war ihr, als ob eine innere Stimme ihr eine bessere und glücklichere Zukunft verhieße, und an ihr richtete sie sich stets wieder auf. Selbst als eine Zeit lang ihr Schreckliches drohte, verzagte sie nicht.

König Obu, einer der abstoßendsten Schufte, den die Welt tragen konnte, dessen unförmliche Gestalt und überaus häßlichen Züge jeder Menschenähnlichkeit Hohn zu sprechen schienen, hegte nämlich eine Zeit lang die Absicht, Adsa zu behalten und sie der Zahl seiner Weiber einzureihen. Mochte der zornige Abscheu, der sich bei dieser Mitteilung auf dem Gesichte des jungen Mädchens aussprach, ihm nichts Gutes verkünden, oder sein Geiz ihm vorspiegeln, daß er für den voraussichtlich zu erzielenden Preis Adsas sich ein halbes Dutzend anderer und willigerer Frauen kaufen könne — genug, er gab den Gedanken schnell wieder auf, und somit ging das drohende Verhängnis an der Schwergeprüften glücklich vorüber, wenn sie auch fest entschlossen war, beim Eintreten des Falles zuerst Obu und dann sich selbst zu

töten, wenn Flucht ihr unmöglich gemacht würde. Im übrigen behandelte man sie jedoch gut und brachte sie nicht bei ihren Mitgefangenen, sondern in der Nähe von Obus Hütte unter.

Am anderen Tage traf das erwartete Schiff ein und ankerte unweit des Dorfes. Bald löste sich ein Boot von ihm und der Kapitän mit einigen Gefährten kam an Land, um König Obu seinen Besuch zu machen und mit ihm in Unterhandlung zu treten. Dieser empfing die Weißen vor seiner Hütte sitzend und in einer Weise angethan, die ihm nach seiner Ansicht in deren Augen besondere Würde geben sollte, aber nur dazu beitrug, den abschreckenden, unbehülflichen Fleischklumpen, den er darstellte, noch abschreckender und zugleich lächerlich erscheinen zu lassen.

Ein Lendentuch, ein alter Uniformfrack mit goldgestickten Aufschlägen und Kragen, der so eng war, daß nur der oberste Knopf mit Mühe geknöpft werden konnte, ein um den bloßen Leib geschnallter, mächtiger Schleppsäbel und ein zerknitterter Cylinderhut — das machte seine Bekleidung und zugleich die Abzeichen seines königlichen Ranges aus, den er den Sklavenfahrern gegenüber mit jener grotesken Komik zur Geltung zu bringen suchte, welche die meisten Neger zu Karrikaturen der Weißen stempelt, wenn sie diese nach außen nachzuahmen sich bestreben.

Der portugiesische Kapitän schien ein Bekannter Obus zu sein und vertiefte sich sogleich mit ihm in ein längeres

Gespräch, während seine Gefährten die umstehenden Dorfbewohner musterten und ihr Blick auch auf die in der Nähe befindliche Adsa fiel. Sie schreckte davor zurück, als sei sie von einer Schlange gebissen.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie Weiße sah, aber der Ausdruck in diesen Zügen setzte sich aus so häßlichen Leidenschaften zusammen, daß sie das Gemüt eines unverdorbenen Naturkindes unwillkürlich unheimlich berühren mußten.

Nach Beendigung der Unterredung begann sogleich der geschäftliche Teil. Obu ließ die Gefangenen aus der Hürde vortreten, nach Alter und Geschlecht in Reihen aufstellen und es begann von seiten der Portugiesen eine genaue Untersuchung derselben auf ihre körperlichen Eigenschaften, um die Überzeugung zu gewinnen, daß sie kräftig und gesund seien. Etwa hundertfünfzig derselben wurden als tauglich ausgesucht und sogleich truppweise zum Flusse hinuntergeführt, um mittels dort wartender Kanoes an Bord des Sklavenschiffes, eines Schuners unter brasilianischer Flagge, eingeschifft zu werden.

Auch der Kapitän wollte sich an Bord begeben, als König Obu ihn auf das junge Bantumädchen aufmerksam machte und diese in seine Nähe rief. Sobald der Portugiese sie erblickte, zeigte sich auf seinem Gesichte eine freudige Überraschung; offenbar machte die unerwartet schöne Er-

scheinung des Mädchens einen lebhaften Eindruck auf ihn und er betrachtete sie längere Zeit begehrlich.

Adsa schauderte und schlug die Augen nieder; sie konnte diesen Blick nicht länger ertragen. Aber auch dem schlauen Obu war dies nicht entgangen und er machte seinen Preis danach. Ein heftig geführtes Gespräch zwischen ihm und dem Kapitän war die Folge, das jedoch schließlich zu einer Einigung führte.

Der Kapitän winkte seinen Leuten im Boote; sie brachten Zeugballen, Perlen und einige alte Gewehre nebst schlechtem Pulver, den vereinbarten Preis für die Menschenladung, zur Hütte des Königs. Dieser ließ eine Kalebasse voll Matafu holen, mit dem Trunke desselben wurde der Kauf als abgeschlossen betrachtet und Adsa erhielt den Befehl, den Weißen zu folgen. Ihr Herz drohte zu springen; vergebens spähte sie nach einem Auswege zur Flucht; die Faust des Kapitäns hielt ihre Hand eisern umklammert, und mit gebeugtem Haupte, zitternd vor Angst und Scham, wankte sie neben ihrem Begleiter zum Flusse und bestieg das Boot. Ihr Mut, der sie bis dahin aufrecht erhalten, schien gebrochen.

Der Schuner, welcher die Opfer aufnahm, war ein Fahrzeug von kaum 90 Fuß Länge, niedrig auf dem Wasser und von nicht mehr als 8 Fuß Tiefgang, um es möglich zu machen, so weit den Fluß hinauf zu gehen. Der untere Raum wurde durch den für so viele Menschen notwendigen

Proviant und namentlich durch das Trinkwasser eingenommen, da das Schiff bis zu seiner Ankunft in Brasilien nirgends anlaufen und dasselbe erneuern konnte, und so blieb für die hundertfünfzig unglücklichen Schwarzen als Aufenthaltsort nur das sogenannte Sklavendeck, das unter dem Oberdeck lag.

Dasselbe besaß eine Höhe von noch nicht 3 Fuß; nach Abzug des scharf zulaufenden Vorderteils und der hinten für den Kapitän abgeteilten Kajüte, eine Länge von kaum 70, bei einer durchschnittlichen Breite von 14 Fuß. Auf diesen engen Raum sahen sich, wie gesagt, hundertfünfzig Menschen angewiesen und man kann sich die Schrecken denken, die damit für sie verbunden waren.

Nicht im stande, sich aufzurichten, auf das engste an einander geschichtet, die Männer zu zweien an den Füßen zusammengefesselt, mit schlechtester Nahrung versehen, ohne die nötige Luft bei der furchtbaren Hitze und ohne Licht, war es nicht zu verwundern, wenn gleich in den ersten Tagen viele derselben ihren Leiden erlagen. Doch ihre Körper wurden noch warm ohne weiteres über Bord geworfen, um den Haien zur Speise zu dienen, die stets scharenweise solche Schiffe verfolgen, als wüßten sie, daß sie reiche Beute versprechen.

Die Besatzung des Schuners bestand nur aus wenigen Leuten, dem Kapitän, acht Matrosen und einem Schiffsjungen.

Die andern Männer, welche sich bei König Obu in des ersteren Begleitung gezeigt, befanden sich zwar auch an Bord, aber nur als Passagiere. Sie gehörten einem andern, an der Küste in Brand geratenen Sklavenfahrer an und gingen wieder nach Brasilien zurück.

Zehntes Kapitel.

Adsa hatte, als sie an Bord kam, das Schrecklichste erwartet und sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich eher freiwillig den Tod zu geben, als es zu erdulden, doch ihr Schicksal schien, wenigstens vorläufig, sich günstiger gestalten zu wollen. Sie ward nicht mit auf das Sklavendeck gelegt, sondern mit einigen andern jungen Mädchen in einem Häuschen untergebracht, das sich oben auf Deck auf dem Hinterteil des Schiffes befand. So lange das Schiff auf dem Flusse segelte, hielt man sie zwar eingeschlossen, aber als es in See ging, gestattete man ihr und ihren Gefährtinnen, sich frei auf dem Deck zu bewegen.

Der Schuner hatte eines Abends den Fluß verlassen und am andern Morgen erblickte Adsa zum ersten Male den Ocean, auf dessen endloser Fläche sich das Schiffchen schaukelte. Der ungewohnte Anblick des Meeres überwältigte

sie anfangs, aber merkwürdiger Weise übte er auf sie auch einen wunderbaren Einfluß. Bis dahin hatte sie sich zum Tode matt gefühlt, in dumpfem Hinbrüten die Stunden verbracht und war auf das Schlimmste vorbereitet. Jetzt belebten sich auf einmal ihre Lebensgeister; wiederum sprach die innere Stimme zu ihr, daß Sambo lebe, daß sie mit ihm vereinigt werde und neue Hoffnung zog in ihre Brust ein.

Glückselig träumend stand sie an der Verschanzung und blickte auf die vorbeirauschenden Wogen, die der scharfe Bug des Schuners teilte und die spielend und kosend mit ihm tändelten. Ihre Gedanken schweiften in trostreiche Ferne und hatten sie gänzlich der traurigen Wirklichkeit entrückt, als eine Hand sich auf ihre Schulter legte und sie in die Gegenwart zurückrief.

Erschreckt fuhr sie zusammen, es war der Kapitän, der vor ihr stand. Er sprach zu ihr und wenn sie auch nicht verstand, was er sagte, so las sie in seinen Blicken, daß ihr drohte, was sie am meisten fürchtete. Mit einem Angstschrei entzog sie sich seiner Berührung und floh wie ein gescheuchtes Reh nach der andern Seite des Schiffes, um ein Grab in den Fluten zu suchen. Schon setzte sie zum Sprunge an, als der Schiffsjunge sie an ihrem Gewande ergriff und sie zurückhielt.

Wütend eilte der Kapitän ihr nach, die schwere Peitsche, welche er stets bei sich trug, sauste auf die zarten

Glieder des unglücklichen Mädchens herab und blutige Streifen kennzeichneten die erlittene, grausame Mißhandlung. Sie lag auf dem Deck, ohne sich zu rühren; kein Schrei entschlüpfte ihrem Munde, keine Thräne rann über ihre Wangen, ob sich ihr Herz auch zusammenkrampfte, aber ein plötzlicher Gedanke war in der Seele der Gequälten aufgeflammt, der eines glühenden Hasses gegen ihre Peiniger.

Die unverdiente, schreckliche Behandlung hatte alle ihre Sanftmut gebannt, sie wollte sich rächen; Rache nehmen für Sambo, für ihren Vater, für sich, für all das furchtbare Unrecht, das den Ihrigen zugefügt war, und der Gegenstand derselben sollte zunächst der Kapitän sein, in dem sich für sie alles Böse und Schlechte vereinte.

Als dieser das Mädchen so regungslos auf dem Boden liegen sah, schien er zur Besinnung zu kommen und sich seines rohen Wutausbruches zu schämen. Er hob sie auf, führte die Schwankende zu dem Häuschen zurück und übergab sie ihren zitternden Gefährtinnen mit der Weisung, sie zu pflegen und ihre Wunden zu kühlen, aus denen das Blut hervortropfte; ja, er sandte ihr sogar Wein.

Adsa nahm denselben schweigend entgegen; sie fühlte wohl das Bedürfnis, sich für ihr Vorhaben zu stärken, obwohl die Art, wie sie dasselbe auszuführen gedachte, noch keine bestimmte Gestaltung in ihrem Geiste gefunden. Nur so viel stand fest bei ihr, es sollte bald geschehen.

In den nächsten Tagen ließ man sie vollständig in

Ruhe, denn die Aufmerksamkeit des Kapitäns wurde durch andere Dinge in Anspruch genommen. Die frische Brise, mit der der Schuner die Nigermündung verlassen, hatte wider Erwarten nicht lange vorgehalten. Kaum war das Schiff aus Sicht von Land, als völlige Windstille eintrat und mehrere Tage anhielt. Dadurch blieb man eben so lange innerhalb der Linie der englischen Kreuzer und konnte jeden Augenblick erwarten, daß einer derselben irgendwo am Horizonte auftauchte. Dann war aber Schiff und Mannschaft verloren. Der Kapitän befand sich deshalb in größter Unruhe, verließ selten das Deck und suchte bald von ihm aus, bald oben von der Mastspitze mit seinem Fernrohre den Horizont ab, um verdächtige Fahrzeuge rechtzeitig zu entdecken.

Um Adsa kümmerte er sich während dieser Zeit fast nicht, ließ ihr jedoch stets Speisen von seinem Tische bringen, ein Zeichen, daß in seinem entmenschten Herzen doch eine gewisse mildere Regung herrschen mußte, die er ihr auf diese Weise zu erkennen geben wollte. Auch gestattete er ihr weiter, frei auf dem Deck umherzugehen, wenn sie auch wenig davon Gebrauch machte und sich mehr in ihrem Häuschen hielt, um nicht Augen- und Ohrenzeuge der grausamen Scenen zu werden, die sich häufig genug auf dem Deck abspielten.

Bei der Windstille, welche die drückende Hitze nur noch vermehrte, zeigte sich eine bedenkliche Steigerung der Krank-

heits- und Todesfälle unter den Sklaven. Sie wurden deshalb abteilungsweise einige Stunden täglich auf das Deck gebracht, um die frische Luft zu genießen und ihre steif gewordenen, verkrümmten Glieder durch Bewegung zu erfrischen. Aber diese Bewegung bestand in Springen und Tanzen, zu dem sie unbarmherzig von der Mannschaft mit der Peitsche angetrieben wurden, so daß ihr Jammergeheul das ganze Schiff erfüllte. Oh, wer vermag die Schrecken eines Sklavenschiffes zu schildern, sie spotten jeder Beschreibung!

Nach drei Tagen endlich wich die Windstille einer frischen, günstigen Brise, die den Schuner innerhalb 24 Stunden aus dem Bereich der Kreuzer brachte und Kapitän wie Mannschaft überließen sich dem Gefühl wiedergewonnener Sicherheit. Die angestrengte Wachsamkeit erschlaffte und man entschädigte sich für die gehabten Anstrengungen durch Trunk und Schlaf.

Der gleichmäßige, stets aus derselben Richtung wehende Passatwind erforderte keine veränderte Segelstellung; es gab keinerlei Arbeit und, wenn die Sklaven unten angeschlossen waren, lag die Mannschaft bis auf den einzigen Mann am Ruder unthätig und meistens schlafend auf dem Deck umher und der dem Trunke ergebene Kapitän erschien sogar mehrere Tage gar nicht an Deck.

In dem Dasein der armen Sklaven änderte sich dadurch leider wenig; sie wurden nach wie vor auf grausame Weise

von der Mannschaft gemißhandelt und nur der Schiffsjunge zeigte Erbarmen mit ihnen. Wo er nur immer es unbemerkt zu thun vermochte, suchte er ihre Leiden zu erleichtern und die Verschmachtenden mit einem Trunk Wasser zu laben, obwohl er deshalb von dem rohen Steuermann selbst einmal mit der Peitsche geschlagen wurde.

An dem Tage, als man die Kreuzerlinie passiert hatte, begab sich Adsa auf das Deck, um etwas frische Luft zu schöpfen. Eine Abteilung der Sklaven hatte kurz vorher sich erzwungene Bewegung machen müssen, aber der mit ihrer Beaufsichtigung betraute Matrose schien selbst der beständigen Mißhandlungen müde zu sein. Er stand müßig auf dem Vorderdeck und gestattete es, daß die erschöpften Unglücklichen sich lagerten. Zufällig ging das junge Mädchen an einem derselben vorbei, als sie sich leise bei Namen gerufen hörte. Leicht erschrocken wandte sie sich dem Orte zu, woher die Stimme kam. Sie gehörte einem älteren Neger an, der ihr in ihrem Dialekte zuflüsterte: „Drehe dich wieder um, damit niemand etwas merkt, aber höre, was ich dir sage."

Adsa, der alles Blut vor Aufregung zum Herzen strömte, gehorchte und lauschte dann aufmerksam den Worten des Mannes.

„Ich weiß nicht, ob du dich meiner erinnerst, aber vor kurzer Zeit war ich in eurem Dorfe und schenkte dir die Perlen, welche du noch jetzt um den Hals trägst.

Ich bin Mingo, der Kru-Mann. Als ich mit meinem Boote die Quorra hinunterging, begegnete mir dieser unselige Schuner, der den Fluß hinaufsegelte. Als der Vorwand des Kapitäns, mir etwas abzukaufen und mich dadurch an Bord zu locken, nicht durchschlug, setzte man ein Boot aus, nahm mich gefangen und raubte mir meine Waren.

Schon einmal hat man mich in Amerika als Sklaven verkaufen wollen, aber die Engländer nahmen das Schiff und ich habe danach Jahre lang auf ihren Kriegsschiffen gedient. Es ist meine Absicht, auch diesmal nicht verkauft zu werden und wenn ich amerikanischen Boden betrete, will ich dies nur als freier Mann thun. Auch du und alle an Bord sollen befreit werden, aber dies kann nur mit deiner Hülfe geschehen. Wirst du sie gewähren?"

Adsa zitterte am ganzen Körper. Hier bot sich auf einmal die Gelegenheit zur Befreiung und wenn diese gelang, zugleich zur Rache, nach der sie so lange vergebens im Geiste gesucht. Trotzdem beherrschte das mutige Mädchen sich äußerlich vollständig.

„Ich bin zu allem bereit," erwiderte sie leise, „sage, was ich thun soll."

„Wir müssen uns eilen, wenn die Sache gelingen soll, und sie muß in den nächsten Tagen, womöglich morgen schon, ausgeführt werden. Vor allen Dingen ist es notwendig, daß wir von unsern Fesseln befreit werden. Es

sind achtzig junge Männer auf dem Sklavendeck; auch nur mit einem Teil derselben können wir leicht die Besatzung überwältigen, um das Schiff nach einem englischen Hafen zu bringen. Ich weiß von früher, daß auf diesen Schiffen die Waffen gewöhnlich in den Deckshäusern aufbewahrt werden, um bei der Hand zu sein. Hast du sie dort gesehen?"

„Nein," entgegnete niedergeschlagen Adsa, „dort steht nur eine große Kiste, die zum Sitz für uns dient."

„In ihr werden sich die Waffen befinden," flüsterte Mingo. „Es ist mir vorläufig weniger um sie zu thun, da wir auch ohne sie die Mannschaft unschädlich zu machen hoffen, aber wahrscheinlich befinden sich in der Kiste auch Feilen und davon hängt das Gelingen des ganzen Planes ab. Geh jetzt und sieh nach; man wird unsere Abteilung noch eine halbe Stunde zum Luftschöpfen auf dem Deck lassen. Wenn du das Gesuchte gefunden, so mache mir ein Zeichen, aber komme nicht mehr in meine Nähe, damit kein Verdacht geschöpft werden kann und die guten Geister mögen deine Schritte zu unserem Heile leiten."

Adsa warf einen Blick auf den die Neger überwachenden Matrosen auf dem Verdeck. Er saß unbefangen auf der Ankerwinde, hatte sich eine Cigarrette angesteckt und blies die Rauchwolken in die Luft. Offenbar hatte er die Zwiesprache nicht bemerkt und war ohne alles Arg. Trotzdem ging das Mädchen zunächst nach der Verschanzung, um scheinbar noch eine Zeit lang auf das Spiel der Wellen

zu schauen, ehe sie sich langsam zu dem Häuschen zurückbegab, wenn die verlorenen Minuten ihr auch zu Ewigkeiten wurden.

Die Kiste war nicht verschlossen; mit bebenden Händen hob sie den Deckel und ihre Augen flimmerten vor Erregung, als sie wirklich Waffen darin fand und an der einen Innenwand unter anderem Handwerkszeug auch einige in Schleifen steckende Feilen entdeckte. Ihre Gefährtinnen waren bis auf eine auf das Deck hinausgetreten, welche auf einer Matte auf dem Fußboden lag und zu schlafen schien. Eine Zeit lang überlegte Adsa, ob sie dieselbe zur Mitwisserin des Geheimnisses machen sollte, aber die Furcht vor Entdeckung hielt sie davon ab. Die Feilen verbarg sie schnell in ihrem Gewande, nachdem sie dieselben mit etwas Werg umwickelt hatte, das sie in der Kiste fand.

Wiederum ließ sie eine Zeit verstreichen, ehe sie das Häuschen öffnete, um sich mittschiffs nach der Verschanzung zu begeben, wo sie vorhin gestanden. Mingo befand sich noch an demselben Orte nahe der Luke, sie sah seinen Blick in höchster Erwartung auf sich gerichtet und nickte kaum merklich ihm zu. Der Matrose hatte sich inzwischen auf die Ankerwinde niedergelegt, war mehr als je mit den Rauchwolken seiner Cigarrette beschäftigt und schien nicht zu bemerken, was um ihn her vorging.

Von den übrigen Leuten der Wache war niemand in der Nähe; Adsa warf einen prüfenden Blick umher, dann

schleuderte sie mit Sicherheit Mingo das Päckchen zu, der es mit großem Geschick auffing und an seinem Körper verbarg. Auch wenn es auf das Deck niedergefallen wäre, hätte die Wergumhüllung ein Geräusch gedämpft, deshalb hatte das kluge Mädchen sie gewählt. Adsa atmete tief auf, der erste Schritt war gethan und glücklich überwunden. Es schien das eine gute Vorbedeutung für das Gelingen des ganzen Planes, und Mut und Hoffnung beseelten das tapfere Mädchen aufs neue. Es war übrigens die höchste Zeit gewesen. Wenige Minuten später rief der Mann am Ruder 6 Glas (11 Uhr). Der Wächter auf der Ankerwinde sprang auf die Füße, schlug sechsmal an die Schiffsglocke und begann dann auf die an Deck gelagerten Sklaven mit seiner Peitsche einzuhauen. Mit Schmerzgeheul sprangen die Unglücklichen, deren Erfrischungszeit um war, auf, um durch die Luke auf das Sklavendeck hinuntergebracht und dort aufs neue angefesselt zu werden. Mit tiefem Weh im Herzen, aber auch mit neu und glühend erwachendem Zorne wandte sich Adsa von dieser Schreckensscene ab, um sich nach hinten zu begeben. Als sie sich umdrehte, stand Mingo in ihrer Nähe. „Morgen, bald nach dem Mittagessen," raunte er ihr zu, dann verschwand er in der Luke, ehe die Peitsche des Matrosen ihn erreichte.

Elftes Kapitel.

Der Schuner war nach Bahia bestimmt und näherte sich dem Äquator, wo Nordost- und Südost-Passat aufeinanderstoßen und den erwähnten, 20 bis 30 Meilen breiten, von beständigem, heftigen Regen und furchtbaren Gewittern begleiteten Stillgürtel erzeugen, dessen Überwindung Schiffen, welche nur auf ihre Segel angewiesen sind, oft mehrere Wochen kostet. Sklavenfahrer konnten jedoch unmöglich so lange Zeit verschwenden, da sie bei den obwaltenden Verhältnissen sonst wohl den größten Teil der Neger durch den Tod verloren hätten.

Sie waren deshalb mit einer ausreichenden Zahl großer Riemen (Ruder) versehen, die sie bei solchen Gelegenheiteu anwandten und zu deren Handhabung sie die Sklaven benutzten, so daß sie den Stillgürtel in zwei bis drei Tagen passierten. Auch bei Verfolgung durch Kriegs-

schiffe bei Windstillen — bei Brise segelten sie meistens ebenso gut wenn nicht besser als letztere — bedienten sie sich dieser, jedoch mit weniger Erfolg, da auch die Kriegsschiffe sich mit solchen ausrüsteten und vermöge ihrer großen Zahl kräftiger Leute schneller waren.

Am nächsten Tage war das Schiff an der Grenze des Nordost-Passats angekommen und die Brise hatte schon bedeutend abgenommen. Wenngleich sie noch zu stark war, um schon zu den Riemen greifen zu müssen, hatte sich doch die Hitze bedeutend gesteigert und wirkte sehr erschlaffend auf die Weißen an Bord. Als um Mittag die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, wurde es fast unerträglich warm. Nach Tische waren wieder einige dreißig Sklaven zum Luftschöpfen an Deck gebracht, aber ihr Wächter hatte sie weniger als sonst gemißhandelt, sich müde in eine beschattete Ecke gesetzt und ließ die Schwarzen sich ruhig auf das Deck lagern, ohne sich viel um sie zu kümmern.

Die übrige Wachmannschaft, der Steuermann nicht ausgenommen, hatte sich irgendwo eine Ruhestätte gesucht, um die Hitze zu verschlafen. Der Kapitän mit den drei Passagieren befand sich in der Kajüte und außer dem Sklavenwächter war auf dem Deck nur der Mann am Ruder wach, der aber auch über dasselbe gelehnt, schläfrig auf die Segel blickte, die bei dem immer schwächer werdenden Winde und den schaukelnden Bewegungen des

Schuners bereits gegen Masten und Stengen zu schlagen begannen.

Adsa hatte seit dem gestrigen Tage Mingo nicht wiedergesehen und es überhaupt vermieden, das Häuschen zu verlassen, um keinerlei Verdacht rege werden zu lassen, aber mit hochklopfendem Herzen harrte sie der kommenden Dinge und lauschte oft mit verhaltenem Atem nach dem Deck hinaus. Die auf ihm herrschende Stille wurde ihr von Minute zu Minute unheimlicher und es kostete sie nicht wenig Ueberwindung, nicht selbst auf das Sklavendeck zu gehen und Mingo nach der Ursache der Verzögerung zu fragen.

Halb verzweifelt hatte sie sich auf der Waffenkiste niedergelassen, da schlug plötzlich ein gellender Schrei an ihr Ohr. Ihm folgte unmittelbar ein wildes Geheul von Hunderten von Menschen; sie sah schwarze Schatten an dem Häuschen vorbei zum Hinterdeck fliegen, und dieses erdröhnte von einem dumpfen Falle.

Wie von einer Feder geschnellt sprang sie empor und hinaus, wo sich ihrem Auge ein grausiges Bild bot. Der Mann am Ruder lag von einer eisernen Fußfessel getroffen mit zerschmettertem Kopfe entseelt da, ebenso der Sklavenwächter. Der Steuermann, der schlummernd im Boote gelegen und durch den Lärm erweckt war, sah die Schwarzen in vollem Aufruhr, alles verloren, und suchte sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Er schwang eine schwere Handspeiche, hatte bereits zwei Neger niedergeschlagen und suchte sich einen Weg nach hinten zu den Waffen zu bahnen, da wurde er plötzlich von zwei sich auf ihn stürzenden Sklaven emporgehoben und über Bord geschleudert. Ein gräßlicher Schrei ertönte, das Wasser färbte sich blutig und die das Schiff begleitenden Haie hatten ihr Werk gethan.

Den übrigen Mannschaften erging es nicht besser; in wenigen Minuten waren sie von den Schwarzen überwältigt und tot oder lebendig dem Steuermann nach über Bord geworfen. Mingo hatte sich inzwischen mit etwa zehn seiner Genossen in die Kajüte gestürzt und dort den Kapitän mit den Passagieren in ihren Hängematten überrascht.

Ersterer war von ihm mit eigenen Händen erwürgt worden, die letzteren befahl er zu schonen. Auf seine Anweisung wurden sie in ihren Hängematten festgeschnürt und lagen hülfs- und bewegungslos in der furchtbaren Erwartung da, nur für grausamere Qualen aufgespart zu sein.

Adsa stand noch wie betäubt von all dem Schrecklichen, das um sie her vorging, als sie auf dem Vorderdeck mit herzzerreißender Stimme ihren Namen rufen hörte. Es war der Schiffsjunge João, den einige Schwarze aus seiner Koje und an Deck gezerrt hatten, um ihn ebenfalls über Bord zu werfen.

Wie eine Gazelle flog das junge Mädchen nach vorn. „Haltet ein, ihr Wahnsinnigen!“ rief sie den Sklaven mit



zornglühender Miene zu, indem sie zugleich Joãos Arm ergriff, „wollt ihr den Einzigen töten, der auf diesem Schiffe gut gegen euch gewesen ist, der eure verschmachtenden Lippen mit einem Trunke genetzt und euretwegen Mißhandlungen erfahren hat?“

Bestürzt ließen die Schwarzen den Knaben fahren und wichen scheu zurück, während João seiner Retterin zu Füßen fiel und dankbar ihre Hand küßte. In diesem Augenblicke erschien auch Mingo auf dem Vorderdeck. Die Blutarbeit war vollendet, das Schiff in der Gewalt der Neger. Adsa und der Kru-Mann drückten sich die Hand und beglückwünschten sich zum Gelingen ihres Planes, aber während die übrigen Schwarzen sich der lärmendsten und ausgelassensten Freude über ihre Befreiung überließen, lagerte auf Mingos Zügen bedenkliche Sorge.

„Was hast du, Mingo?“ fragte ihn Adsa, „du scheinst wenig Freude an dem Geschehenen zu empfinden und wir sind doch frei.“

„Du hast recht,“ erwiderte er, „aber nur der Anfang unseres Werkes ist gethan. Das Schwierigste steht noch bevor und wir bedürfen des Beistandes der guten Geister mehr als je.

Der nächste englische Hafen, der uns frei macht, ist Sierra Leone, aber er ist viele hundert Meilen weit entfernt. Wenn ich auch auf großen Schiffen Bescheid weiß, sie steuern und ihre Segel stellen kann, so habe ich doch

keinen Begriff von der Kunst der Weißen, den richtigen Weg über das große Wasser zu finden. Dazu fragen sie die Sonne, den Mond und die Sterne, die sie mit ihren Instrumenten zwingen, auf das Wasser herunter zu kommen und ihnen den Weg zu zeigen.

Ebenso bin ich auch der einzige von allen Afrikanern hier, der je an Bord eines Schiffes gewesen ist und wenn ein Sturm kommt, dann verstehen jene nichts von Tauwerk und Segeln; sie können nicht in die Masten klettern, der Wind kann diese brechen und uns zum Spiel des Meeres machen, so daß wir schließlich durch Hunger und Durst verderben.

Zwar ist João da, der uns gewiß helfen will, aber er ist nur ein schwacher Knabe, und die Gestirne zu fragen, versteht er auch nicht. Von den Passagieren, denen ich das Leben geschenkt, weil sie uns nie etwas Böses gethan, obwohl sie früher gegen unsere Landsleute grausam genug gewesen sein mögen, ist der eine ein Kapitän. Er kann den Weg angeben, aber wer steht dafür, daß er nicht einen falschen einschlägt, der uns an einen Ort führt, wo man uns wieder zu Sklaven macht, um uns noch viel grausamer zu quälen, als bisher, oder uns aus Rache zu töten. Diese Gedanken, Adsa, machen mich so ernst. An all dies habe ich zu spät gedacht, und nur an unsere Freiheit."

Das Mädchen stand längere Zeit sinnend da. Sie hatte bisher keinen Begriff von den sich auftürmenden

Schwierigkeiten gehabt, die Mingos Worte ihr zeigten und deren großes Gewicht sie vollständig begriff, doch ihre jugendliche Elastizität ließ sie die Zukunft nicht so schwarz ansehen, wie der ältere, erfahrene Freund.

„Fasse Mut!“ tröstete sie ihn, „ich kann nicht annehmen, daß die guten Geister uns aus so großer Not geholfen haben, um uns dennoch zu verderben, und ich hoffe deshalb auch auf ein gutes Ende. Ich bin jung und kräftig und es wird mir auch nicht schwer, etwas zu begreifen. Lehre mich, wie man ein Schiff steuert und die Segel handhabt, und du sollst dich bald auf mich verlassen können.“ Ihre Zuversicht verfehlte nicht, auf Mingo eine gute Wirkung zu üben.

„Ich will nicht hinter dir zurückstehen,“ sagte er, „und ebenfalls den guten Geistern vertrauen, jedenfalls aber das Meinige dazu thun, um alles zum besten zu führen. Zunächst werde ich versuchen, Ordnung zu schaffen und Gehorsam in jene dort zu bringen. Auf einem Schiffe kann nur Einer befehlen und die übrigen müssen gehorchen, sonst ist es verloren, das habe ich bei den Engländern gesehen.“

Er nahm, während die übrigen von ihren Kameraden entfesselten Neger jetzt sämtlich auf das Deck kamen, um sich den tollsten Ergüssen der Freude hinzugeben, drei oder vier der Männer beiseite und hielt mit ihnen ein längeres

Gespräch, in dem die zunächst zu thuenden Schritte beraten wurden.

Nach Beendigung der Beratung ging Mingo mit ihnen zunächst in das Deckhäuschen, um der Waffenkiste für sich und seine Begleiter Pistolen und Säbel zu entnehmen, dann die Kiste zu verschließen und den Schlüssel zu sich zu stecken. Alsdann rief er sämtliche Schwarze zusammen, um, so weit er dies für nötig hielt, ihnen die Sachlage auseinander zu setzen und ihnen begreiflich zu machen, daß notwendig ein Kapitän gewählt werden müsse, dem alle unbedingten Gehorsam zu leisten hätten. Natürlich fiel die Wahl auf ihn selbst, nicht nur, weil er das Befreiungswerk gethan, sondern auch, weil er der einzige war, der etwas vom Schiffswesen verstand.

Er begann sein neues Amt damit, daß er die drei Passagiere entfesseln und an Deck bringen ließ. Totenbleich waren dieselben darauf vorbereitet, der Rache der Neger und einem qualvollen Tode zu verfallen, doch Mingo hatte anderes mit ihnen im Sinne.

„Ihr seid in unserer Gewalt," redete er den Kapitän, der Englisch verstand, in dieser Sprache an, „und ich wünsche, daß Ihr dies nicht vergeßt. Ihr habt Euch nicht an den Mißhandlungen beteiligt, welche die Schiffsbesatzung täglich so grausam über uns verhängte und deshalb wird Euer Leben geschont. Ich beabsichtige, mit dem Schiffe

nach Sierra Leone zu segeln und verlange von Euch, daß Ihr mir dazu behülflich seid.

Ihr, Kapitän, werdet den Weg angeben, welchen wir zu machen haben. Glaubt jedoch nicht, daß Ihr uns täuschen könnt. In dem Augenblicke, wo Ihr dies versucht, oder uns in eine Gegend führt, wo wir andern Sklavenschiffen begegnen, seid Ihr und Eure Gefährten verloren, während Ihr in Sierra Leone frei gehen könnt, wohin Ihr wollt. Eure beiden Begleiter werden mit Schiffsdienst thun. Laßt sie sich aber hüten, irgend etwas Verdächtiges zu unternehmen, sie sind sonst unbedingt dem Tode verfallen."

Der zitternde Kapitän versprach alles und Mingo bestimmte darauf für jeden der Weißen zwei bewaffnete, kräftige Neger, welche jene bei Tag und Nacht zu überwachen hatten. Dann suchte er zwanzig der intelligentesten Schwarzen für den Schiffsdienst aus, teilte sie in zwei Wachen und belehrte sie, so gut es ging, über ihre Obliegenheiten. Er selbst kommandierte die eine Wache und während der andern blieb Adsa auf dem Deck, auf deren Klugheit und Thatkraft er sich am meisten verlassen konnte; er und João steuerten mit den portugiesischen Matrosen abwechselnd.

Die Sache ging besser, als Mingo es erwartet hatte; die Portugiesen, froh mit dem Leben und der Freiheit davon zu kommen und auch wohl eingeschüchtert durch die scharfe und ununterbrochene Bewachung ließen sich nichts Verdächtiges zu schulden kommen und ebenso begleitete das

schönste Wetter den Schuner auf der ganzen Reise bis zur englischen Kolonie.

Mingo hielt eine sehr straffe Disziplin an Bord aufrecht, wie sie auf einem Kriegsschiffe nicht besser hätte sein können und ließ nur in einer Beziehung die Neger gewähren. Bei der Durchsuchung des Schiffes hatten sich mehrere Kisten mit allen möglichen getragenen Kleidungsstücken gefunden, die wahrscheinlich, zu Tauschobjekten bestimmt, von dem Kapitän diesmal durch billigern Einkauf der Sklaven erspart waren und auf deren Verteilung die Neger bestanden, um sich damit herauszustaffieren.

Da gab es denn wunderbare Kostüme, wie sie selbst der extravaganteste Maskenball kaum aufweisen dürfte. Der eine hatte ein blaugewürfeltes Hemd, rote Strümpfe an und einen Cylinderhut auf, sonst nichts; dieser einen Unterrock, jener Beinkleider, aber nicht angezogen, sondern wie einen Shawl über die Schultern drapiert, jener wieder nur einen Damenhut mit Federn und Wasserstiefel. Wer einen Frack erwischt hatte, war stolz, stolzer aber noch der mit einem Paletot, weil mehr Zeug darin saß.

Selbst der nüchterne und verständige Mingo, als welchen ich ihn später kennen lernte und der während seiner Dienstzeit auf englischen Kriegsschiffen viel Lächerliches der Negernatur abgestreift hatte, hielt sich nicht frei von dem Taumel, wenn er auch einen vollständigen Anzug und im Interesse seines Ansehens und seiner Kapitänwürde einen

ehemaligen, gestickten Ministerfrack, Beinkleider mit Goldstreifen, einen dreieckigen Hut mit Federverzierung und einen mächtigen Kavalleriesäbel wählte, den er selbst beim Zubettgehen nicht ablegte. Nur passende Stiefel hatte er für seine breiten Füße nicht finden können und so blieb er beim Barfußgehen, was jedoch nicht hinderte, daß bei der Ankunft des Schuners in Sierra Leone Madimo vor Freude und Stolz über das königliche Aussehen seines Bruders fast außer sich geriet, so daß ich ihn in Verdacht hatte, vom Sonnenstich getroffen zu sein.

Adsa allein machte von dieser Komödie eine Ausnahme. Sie hatte Geschmack und Verstand genug, um ihren kleidsamen Anzug zu behalten, der in Form und Faltenwurf an das Antike erinnerte.

Die ganze Kolonie war nach dem glücklichen Einlaufen des Schuners natürlich in Aufregung, namentlich aber die zahlreichen Neger selbst, welche Adsa fast auf den Händen trugen und ihr wie Mingo alle erdenklichen Ehren bezeugten. Der Gouverneur schien über sein Verhalten der Thatsache gegenüber eine Zeit lang in Zweifel zu sein, entschied sich jedoch nach genauer Untersuchung der einschlägigen Umstände bald für das Richtige.

Was die Tötung der Weißen betraf, so hatten sich die Neger im Stande der Notwehr befunden. Sie waren widerrechtlich ihrer Freiheit beraubt, auf das grausamste gemißhandelt und hatten nur gerechte Vergeltung geübt,

die sich auf das notwendigste beschränkte. Die drei Brasilianer und João, die ihnen kein Böses zugefügt, hatten sie geschont und bis auf erklärliche Vorsichtsmaßregeln gut behandelt. Ebenso waren durch die Selbstbefreiung den Engländern keine Kosten erwachsen, für die sie sich nach der bestehenden Praxis durch mehrjährige „freie Arbeit“ der Schwarzen schadlos halten konnten und endlich war das Schiff selbst rechtmäßige Prise und Eigentum der früheren Sklaven, die jetzt als freie Herren in der Kolonie weilten.

Um jedoch den für die Sklavenfahrt gebauten Schuner nicht wieder in ungeeignete Hände fallen zu lassen, mußte er seinen jetzigen Besitzern abgenommen werden. Der Gouverneur ließ ihn deshalb abschätzen und den Preis an Mingo auszahlen, der die Summe nach englischem Prisenrecht an seine Besatzung verteilte, die dadurch Krösusschätze erlangt zu haben glaubte. Von der Erlaubnis, sich als Freie in Sierra Leone anzusiedeln, machten fast alle Gebrauch. Ihre eigenen Dörfer waren zerstört, ihre Angehörigen erschlagen oder weniger glücklich, als sie selbst, in die Sklaverei geführt, und sie konnten sich hier ein neues Heim gründen ohne Furcht, zum zweitenmal durch ihre eigenen Landsleute gefangen und verkauft zu werden.

Mingo dagegen bat den Gouverneur um gelegentliche Rückbeförderung nach seiner Heimat, der Insel Sherbro, wo er ein Grundstück besaß und seine Familie wohnte.

Nachdem er zweimal mit genauer Not der Sklaverei entgangen, war es sein Vorsatz, künftig vorsichtiger zu sein und im ruhigen Genusse seines bedeutenden Prisenanteils in der Heimat zu bleiben.

Adsa war zur Ansiedlung in Sierra Leone nicht zu bewegen; sie strebte mit allen Kräften nach dem Niger zurück. Sie hegte die feste Ueberzeugung, daß Sambo noch lebe und ihr einziges Sinnen und Trachten ging dahin, ihn aufzusuchen. Alle Schrecken der letzten Wochen vermochten sie nicht von ihrem Vorsatze abzubringen und der Gouverneur, der ihr bis auf weiteres eine Freistatt in seinem Hause anbot, versprach, ihr in dem nächsten Kriegsschiffe, das dorthin abginge, eine Passage zu geben.

Dazu kam es jedoch nicht. Nach kaum acht Tagen wurde wieder die Ankunft eines Sklavenschiffes in Sierra Leone gemeldet, welches die „Aurora“ genommen und mit einer Prisenmannschaft geschickt hatte. Es war dasjenige, welches zwei Tage vor Ankunft des Schuners bei König Obus Dorf von dort segelte und wirklich die von Battuplam geraubten Bantuleute an Bord hatte. Somit erfüllte sich Adsas nie verleugnete Zuversicht, die sie auch in den schrecklichsten Lebenslagen stets aufrecht erhalten und nie ihren Mut hatte sinken lassen, in weit höherem Grade, als sie selbst je zu hoffen wagte.

Nicht nur mit Sambo, sondern auch mit ihrem Vater und vielen von ihren Freunden, die dem Blutbade ent-

ronnen, wurde sie wieder vereinigt und aller Kummer hatte fortan ein Ende. Wie das Mädchen richtig geahnt, war Sambo durch den Keulenschlag nur betäubt worden, aber da er später Lebenszeichen von sich gab, hatte man den jungen, kräftigen Menschen nicht liegen lassen, sondern ihn mitgeschleppt und verkauft. Ebenso war Adsas Vater von dem hinterlistigen Battuplam gefangen und von demselben Geschick ereilt.

Dem herrschenden Systeme gemäß mußte der Gouverneur die von der „Aurora" befreiten Sklaven auf den Regierungsländereien bei Sierra Leone zwangsweise ansiedeln, gab jedoch Adsas Vater für eine von der Tochter gezahlte, geringfügige Summe frei und so stand dem Glücke der drei Menschen nichts mehr entgegen. Mingo hatte für das junge Mädchen gewissenhaft den halben Prisenanteil reserviert, wie für sich selbst, da ja beiden eigentlich das ganze gebührt hätte. Sie behielt deshalb noch Kapital genug, um nach der Heirat mit Sambo, zu der ihr Vater jetzt gern auch ohne Brautgabe seinen Segen gab, sich eine Häuslichkeit zu gründen, die ihren und ihres Mannes Wünschen voll entsprach.

Als ich wieder so weit hergestellt war, um mich frei bewegen zu können, ließ ich mich öfter durch Madimo in einem Rollwagen zu dem Heimwesen des jungen Paares fahren, das sich eine hübsche Hütte mit verschiedenen Gemächern und einer größeren Strecke Garten- und Grasland

gekauft hatte, auf dem bereits eine stattliche Zahl Vieh weidete.

Wenn ich auch nicht direkt mit den Bantuleuten sprechen konnte, so erfreute ich mich doch jedesmal an dem stillen Glück, das in dieser Hütte waltete. Der alte Vater wohnte bei ihnen, ebenso Mingo für die Dauer seines Aufenthalts, und da dieser ziemlich fertig englisch sprach, so erfuhr ich durch ihn alle Einzelheiten dieser romantischen Periode, die ich hier wiederzugeben versucht habe.

Zwölftes Kapitel.

Mit meiner Genesung ging es gut vorwärts. Wie der Doktor es vorausgesagt, konnte ich nach drei Wochen den Fuß bewegen und acht Tage später waren auch die Nachwehen überwunden. Mit Lieutenant Westhold war ich immer näher gekommen und auch der Admiral bezeugte mir großes Wohlwollen, so daß mir während meines Aufenthaltes in Sierra Leone nichts zu wünschen übrig blieb und ich mich wie zu Hause fühlte.

Gegen das Ende der vierten Woche traf die „Aurora“ ein, die von der inzwischen erfolgten Hinausschiebung ihrer Ablösung nichts wußte und die „Sphinx“ in der Kolonie schon vorzufinden glaubte. Kapitän Goodall war jedoch keineswegs ungehalten über die Verzögerung und ebenso wenig seine Offiziere und Mannschaften, im Gegenteil sehr erfreut.

Er hatte Spuren der so lange gesuchten „Paloma" entdeckt und sie bis in die Nigermündungen verfolgt, ohne das Schiff jedoch erreichen zu können, da der Tiefgang der „Aurora" ein Passieren der Barre nicht erlaubte. Auch war es nicht angezeigt, eine Bootexpedition den Fluß hinauf zu senden. Dieselbe hätte sich bei den großen Entfernungen auf eine Reihe von Tagen erstrecken müssen und war nicht allein in dem Delta bei offenen Fahrzeugen für die Mannschaften sehr gesundheitsgefährlich, sondern hätte, da sie mit wenigstens drei Booten unternommen werden mußte, die Mannschaft der Brigg, welche bereits zwei Prisenmannschaften abgegeben und außerdem ziemlich viel Kranke hatte, zu sehr geschwächt. Durch Kapitän Goodalls Nachforschungen war aber ziemlich sicher gestellt, daß die „Paloma" hauptsächlich Seeräuberei treibe, bei Verfolgung oben in der Quorra einen Schlupfwinkel finde und deshalb dort aufgesucht werden müsse.

Um dies mit Erfolg zu thun, schlug er dem Admiral vor, eine der Prisen regelrecht zu armieren und sie der Brigg mit zu geben. Während er dann mit der „Aurora" und mit Hülfe einer weiter südlich kreuzenden und herbeizurufenden Brigg die Nigermündungen scharf bewachen wollte, sollte die flachgehende, armierte Prise in den Fluß selbst eindringen und nicht allein die „Paloma" aufsuchen und nehmen, sondern auch den Königen Obu und Battuplam gründlich das Handwerk des Sklavenhandels legen.

Der Admiral ging bereitwillig auf den Vorschlag ein und der von Mingo eroberte Schuner wurde dazu gewählt, da er ein stark gebautes und zugleich sehr schnelles Schiff war. Die Ausrüstung wurde mit großer Energie in die Hand genommen und auf Kapitän Goodalls Empfehlung Lieutenant Westhold zum Kommandanten bestimmt.

Da die Expedition eine sehr wichtige war und man es voraussichtlich nicht nur mit einer zahlreichen, sondern auch mit einer verzweifelten Besatzung der „Paloma“ zu thun bekam, so wurde nichts versäumt, um ihren Erfolg zu sichern, und Lieutenant Westhold war vermöge seiner vielen Erfahrungen gerade der Mann dazu, nichts außer acht zu lassen.

An Bewaffnung erhielt der Schuner, dem Kapitän Goodall den eigentümlichen Namen „Cherub“ beilegte, weil er hoffte, daß der Spanier durch ihn die Engel im Himmel pfeifen hören sollte, einen langen Zwölfpfünder im Bug, der sich auf einem Rahmen bewegte und drei Viertel des Horizontes bestrich, sowie auf jeder Seite zwei Achtzehnpfünder-Karronaden, die zwar nicht so weit schossen, wie jener, dafür aber in der Nähe und namentlich mit Kartätschen desto wirksamer waren.

Die Besatzung bestand aus dreißig Mann, lauter ausgesuchten Leuten; an Offizieren konnte die „Aurora“ jedoch nur einen älteren Kadetten abgeben. Von den beiden deutschen Matrosen, deren Schiff von den Piraten ge-

nommen war, wurde einer auf die Brigg, der andere auf den „Cherub" kommandiert, um die „Paloma" rekognoszieren zu können; außerdem schiffte sich natürlich unser Freund, der Doktor, auf dem Schuner ein und schließlich wurde ich von Westhold eingeladen, sein Gast zu sein. Mit welcher Freude ich diese Einladung annahm, brauche ich wohl nicht zu sagen. In ihr gipfelte alles, was ich wünschen konnte.

Inzwischen war auch die Besatzung der „Aurora" aufgefüllt, teils mit Rekonvalescenten, die früher von den anderen Briggs in das Hospital von Sierra Leone krank abgegeben waren, teils mit Kru-Negern, von denen auch wir sechs Mann an Bord hatten.

Diese Kruleute stammen aus Ober-Guinea, sind aber so ziemlich an der ganzen Küste als Arbeiter und Seefahrer verbreitet. Vom echten Negertypus, unterscheiden sie sich von anderen Stämmen durch spitzgefeilte Vorderzähne, sowie durch eine Zahl horizontaler Hauteinschnitte in der Schläfengegend. Sie gehören zu den seltenen, schwarzen Völkerschaften, die fleißig uud ohne Zwang von außen arbeiten. Sie sind treu, zuverlässig und mutig und die Europäer nehmen sie deshalb gern in ihre Dienste. Auf den englischen Kriegsschiffen an der Küste hält man immer eine Zahl von ihnen, namentlich als Bootsruderer, da diese Arbeit in der großen Hitze für die Europäer sehr gesundheitsgefährlich ist.

Wie der Admiral versprochen, gab er Mingo eine

Passage in der „Aurora“, die zu diesem Zwecke Sherbro anlaufen sollte. Als der Schwarze jedoch hörte, daß der „Cherub“ den Niger hinaufginge, bot er sich freiwillig an, als Lotse zu dienen, da er auf dem Flusse gut Bescheid wußte und er außerdem den Wunsch hegte, sich an der Bestrafung Battuplams und Obus zu beteiligen. Die Hoffnung auf Prisengelder sprach gewiß zum großen Teile mit, denn Kruleute suchen Geld zu verdienen, wo dies irgend möglich ist, aber jedenfalls konnte er uns von größtem Nutzen sein und sein Anerbieten wurde deshalb gern angenommen.

Mit ihm, seinem Bruder Madimo, der natürlich seinen Herrn nicht verließ, dem deutschen Matrosen und mir selbst zählten wir nun siebenunddreißig Köpfe, darunter neunundzwanzig Europäer. Damit hofften wir der „Paloma“, selbst wenn sie sehr stark bemannt sein sollte, sicher Herr zu werden.

Mit einem guten Winde gingen beide Schiffe in See und steuerten südwärts ihrem Ziele zu. Der „Cherub“ segelte ausgezeichnet und wir mußten stets weniger Segel führen, als die Brigg, um nicht an ihr vorbei zu laufen, was für unsere Zwecke nur sehr vorteilhaft sein konnte.

Ich befand mich zum erstenmal auf einem Kriegsschiffe und die Handhabung des Dienstes, sowie das ganze Leben an Bord eines solchen interessierte mich auf das höchste. Westhold war ein vorzüglicher Kommandant, der bei aller Strenge sich in kürzester Zeit die Liebe und

Achtung seiner Mannschaft zu erwerben wußte. Überall herrschte die größte Ordnung und Sauberkeit, aber alle trugen aus freiem Antriebe dazu bei und es sprach für beide Teile, daß während der zwei Monate meines Aufenthaltes an Bord auch nicht eine einzige Strafe verhängt wurde.

Vor allen Dingen legte Westhold Wert auf eine möglichst schnelle Gefechtsbereitschaft und mit wahrhafter Bewunderung erfüllte es mich, wie bei Tag oder Nacht die übungsweise durch Trommel- und Hornsignal zusammengerufene Mannschaft nach wenigen Minuten kampffertig auf ihren Posten stand.

Westhold und der Doktor bewohnten eine Kajüte, der Kadett, ein junger, schweigsamer Mann in meinem Alter, und ich eine nebenanliegende, jedoch nahmen wir alle vier unsere Mahlzeiten zusammen ein und lebten überhaupt in größter Freundschaft und Harmonie. Da ich keinerlei Dienst hatte, aber das Bedürfnis zu Thätigkeit fühlte, so nahm ich mit Erlaubnis des Kommandanten teil an den Exerzitien, griff hier und dort mit an, wo ich den Matrosen die Arbeit erleichtern konnte und gewann mir dadurch ihr Wohlwollen und Vertrauen.

Sie, wie die alten, wetterharten Unteroffiziere, gestatteten es gern, daß ich mich in den Freistunden in ihrer Nähe hielt, um den glaublichen und unglaublichen Garnen zuzuhören, die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlich

abgesponnen werden, auf längeren Reisen die Hauptunterhaltung und, mit einer Pfeife Tabak, das Hauptvergnügen der Mannschaft bilden, das nur noch durch ein Glas steifen Grogs gesteigert werden kann.

Wir waren etwa vierzehn Tage in See, als wir die Bucht von Biafra erreichten. Trotz der schärfsten Wachsamkeit, die nicht wenig dadurch angespornt wurde, daß Westhold für denjenigen zehn Pfund Sterling aussetzte, der zuerst die „Paloma" entdecken würde, war in der ganzen Zeit auch nicht ein verdächtiges Segel gesehen worden.

Gegen Abend wurde es fast ganz still; nur in den höheren Regionen war etwas Luftbewegung, welche leise die oberen Segel füllte und dem Schiffe noch einige Fahrt gab. Der Ocean selbst lag so glatt und ungetrübt, wie ein endloser Spiegel da, aus dem der Widerschein der Sterne so klar wie vom Himmel selbst zurückstrahlte, während der sich unter den Horizont senkende Mond einen goldenen, zitternden Weg bis zum Schiffe auf den kaum merklich wallenden Fluten zog.

Kein Laut unterbrach die überall herrschende Ruhe der kostbaren Tropennacht, als das gleichmäßig murmelnde Geräusch des Wassers gegen den scharfen Bug des Schuners, der es durchschnitt, und der halbstündige Ruf unserer und der Posten auf der nicht weit von uns segelnden Brigg, wenn dieselben als Zeichen ihrer Wachsamkeit das: „Alles wohl" ertönen ließen.

Westhold hatte die Abendwache; ich saß mit ihm und dem Doktor auf dem Hinterdeck. Unsere Unterhaltung drehte sich um unsere baldige Ankunft vor dem Niger und die Hoffnung, dort die so lange gesuchte „Paloma“ oder wenigstens andere Sklavenfahrer zu finden.

Der Mond war inzwischen untergegangen und tiefe Dunkelheit lagerte über dem Schiffe, aber die Meeresfläche begann jetzt zu leuchten, zuerst nur mit mattem Schimmer hier und dort, wenn die Dünung auf- und niederwogte, dann heller und glühender, sobald der leise Wind das Wasser rippte und das Kielwasser zog einen glänzenden Streifen, der sich erst in weiter Ferne verlor, und in dem Tausende und aber Tausende von phosphoreszierenden Körpern wie ein Sternenheer aufblitzten.

Bisweilen sahen wir auch Scharen von Delphinen und Boniten, die auf der Jagd nach fliegenden Fischen pfeilschnell dahinschossen, schimmernde Bahnen hinter sich ließen und den Eindruck machten, als ob feurige Schlangen sich dahin wänden. Einzelne von den Matrosen versuchten sie zu harpunieren, wenn sie vor dem Bug vorbeistrichen, aber ihre große Geschwindigkeit und ihr kleines Ziel retteten sie diesmal vor dem Gespießtwerden. „Es ist auch ganz gut, daß keine gefangen sind,“ äußerte der Doktor nach einiger Zeit, als die Leute ihre vergeblichen Versuche aufgegeben hatten, „den Delphinen an der afrikanischen Küste ist nicht zu trauen, oft wird man nach ihrem Genusse bedenklich krank.“

„Das ist mir neu;" erwiderte ich, „auf meinen früheren Reisen haben wir doch öfter Delphine harpuniert und verspeist, sind aber nie davon krank geworden, wenngleich sie lange nicht so gut schmecken, wie sie aussehen, und sehr trocken sind."

„Dann ist es gewiß nicht nahe an dieser Küste gewesen, wo sie gefangen wurden," sagte der Doktor. „Hier aber habe ich schon verschiedene Fälle gehabt, wo ihr Genuß Vergiftungserscheinungen hervorrief, die energische Gegenmittel erforderten und ich bin geneigt, dies dem Umstande zuzuschreiben, daß der Meeresboden an der Küste stark kupferhaltig ist, und die Delphine es davon auch werden. Wenigstens äußerten sich die Symptome wie bei einer Vergiftung durch Kupfer. Überhaupt sollten die Seeleute mit Fischen vorsichtig sein, die sie nicht kennen. Es giebt verschiedene Arten, deren Genuß ohne weiteres tödlich ist."

„Der Doktor hat recht," pflichtete Westhold bei, „und ich erinnere mich eines solchen Falles, wo das Essen von Fischen eine furchtbare Tragödie im Gefolge hatte. Er wurde mir von einem Herrn mitgeteilt, der die Sache selbst mit erlebt hatte und ihr Verlauf war so schrecklich, daß er mich in hohem Grade aufregte und ich noch längere Zeit danach selbst im Traume damit gequält wurde."

„Oh, das müssen Sie erzählen," baten der Doktor und ich, und Westhold erklärte sich gern bereit dazu.

Dreizehntes Kapitel.

Vor etwa fünf Jahren", begann Westhold, „war ich als junger Lieutenant auf der Fregatte „Diana" auf der westindischen Station und wir lagen während der Wintermonate mit dem Schiffe in Havanna, zu welcher Zeit dort ein sehr gesundes Klima herrscht, während mit der kommenden Hitze gewöhnlich auch das gelbe Fieber seinen Einzug hält und oft grausam haust.

Eines Tages war ich beim Kapitän mit mehreren andern Gästen zu Tische eingeladen, unter denen sich auch ein Herr befand, der in Havanna Chef eines bedeutenden Handlungshauses und mit dem Kapitän näher befreundet geworden war, ein kräftiger Mann, dessen blühende Gesichtsfarbe durchaus nicht verriet, daß er schon längere Jahre ununterbrochen in den Tropen lebte.

Nach der Suppe gab es einen lachsartigen Fisch, der

in Westindien wegen seines besonders feinen Geschmacks sehr geschätzt ist. Der Kapitän war mit seinem Gaste gerade in einem lebhaften Gespräche begriffen, als der Fisch aufgetragen und der betreffende Teller vor ihn hingesetzt wurde. Jener warf einen Blick darauf und verstummte dann plötzlich. Er wurde totenblaß und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Ein heftiges Zittern durchlief seinen ganzen Körper und seine Zähne schlugen aufeinander, wie im Schüttelfrost.

Wir, die wir in seiner Nähe saßen, erschraken auf das heftigste über diesen plötzlichen Wechsel.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ fragte der Kapitän ihn bestürzt und ließ sofort den Schiffsarzt rufen, da er glaubte, der Erkrankte sei vom gelben Fieber befallen.

Dieser sah mit geisterhaften Blicken um sich, winkte abwehrend mit der Hand und preßte dann mühsam die Worte hervor: „Fisch, Fisch, fort! — dann besser.“

Im ersten Augenblicke glaubten wir, er rede irre, ließen aber den Fisch sogleich fortnehmen. Sobald der Diener aus der Thür war, schien es, als ob von dem Kaufmanne ein schwerer Alp wiche. Er erholte sich zusehends, seine Farbe kehrte wieder, die starren Augen wurden beweglich und nahmen ihren früheren Glanz an. Das Zittern verlor sich, und als nach wenigen Minuten der Doktor in die Kajüte trat, fand er statt eines Schwerkranken einen ganz gesunden Menschen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so erschreckt habe," wandte er sich an die Gesellschaft. „Ich bekomme diesen häßlichen Anfall jedesmal, wenn ich gekochten Fisch sehe. Er steht in Verbindung mit einer furchtbaren Gemütsbewegung, die ich einst vor Jahren gehabt und die ich noch immer nicht überwinden kann, wenn ich, wie heute, daran erinnert werde. Ich erzähle es Ihnen ein andermal," fuhr er fort, als er auf unsern Gesichtszügen fragende Neugier las, „wenn Sie wollen, nach Tisch. Es ist eine traurige Begebenheit und sie möchte uns das ganze Mittagsessen verderben. Diesem beabsichtige ich aber alle Ehre angedeihen zu lassen und habe dazu meinen besten Appetit mitgebracht."

„Mit der scherzhaften Wendung wurde die so ungewöhnlich unterbrochene Unterhaltung wieder in das richtige Geleise geleitet; sie wandte sich zu andern Gegenständen und das Mittagsmahl verlief in angenehmster Weise.

Den Kaffee nahmen wir auf dem Deck ein, um die kostbare Abendluft zu genießen. Wir saßen plaudernd auf dem Halbdeck bei dem Scheine von durch Glasschirme geschützten Kerzen.

Es war gerade ein so wundervoller Abend, wie wir ihn heute haben. Der Tropenhimmel wölbte sich über uns in flimmernder Pracht und seine Sternbilder spiegelten sich in der dunklen Flut des Hafens, die unbewegt und schweigend uns umgab und deren Spiegelfläche von keinem

Hauche getrübt wurde. Da zog eine Schar Fische an der Fregatte vorbei und ihre Bewegungen ließen das Wasser in hellem Phosphorglanz leuchten.

Der Kapitän warf einen besorgten Blick auf seinen Freund. Doch dieser fing ihn unbefangen auf und äußerte, seine und unsere Gedanken erratend: „Sie haben nichts zu befürchten, meine Herren; lebende Fische kann ich sehen, nur nicht gekochte. Es mag Ihnen das sonderbar vorkommen, aber vielleicht wird das Erlebnis, das ich zu erzählen versprochen, einen Schlüssel dazu geben, weshalb die letzteren eine so eigentümliche Wirkung auf mein Nervensystem ausüben."

Aus Diskretion hatten wir selbst nicht erinnern wollen; lauschten jetzt aber mit erklärlicher Spannung seinen Worten.

„Vor zehn Jahren," begann er, „ging ich zuerst nach Westindien hinaus und zwar an Bord eines Segelschiffes, da damals ja noch keine Dampfschiffe den Ocean kreuzten. Außer mir befanden sich noch vier Passagiere an Bord, ein Herr Parker mit Frau und Schwägerin und ein junger Kaufmann mit Namen Donaldson.

Es waren nette Leute, angenehme Gesellschafter, und die Zeit verging uns schnell, umsomehr, als der Kapitän bemüht war, uns die Einförmigkeit der Seereise so erträglich wie möglich zu machen. Er verkürzte uns manche Stunde durch Erzählungen aus seinem bewegten Leben, gehörte aber zum Schlage jener Seeleute, welche sich

nicht aus den Fesseln des Aberglaubens zu lösen vermögen.

Fliegender Holländer, Klabautermann und Meerweibchen waren für ihn leibhaftige Wesen, an deren Existenz zu zweifeln er für ein Verbrechen ansah und ebenso hielt er es für eine unverzeihliche Vermessenheit, am Freitag zu segeln, obwohl sich doch Kolumbus diesen Tag dafür ausgesucht und dabei Amerika entdeckt hatte, was gerade nicht als ein Unglück anzusehen ist. Um guten Wind zu haben, hatte er eigenhändig die dreieckige Rückenflosse eines Hai auf das Bugspriet genagelt und sein Schiff etwas schief liegend nach der rechten Seite gestaut, denn „Steuerbordschlagseite giebt schnelle Reise," lautete sein seemännischer Glaubenssatz.

Haifischflosse und Schlagseite bewährten sich diesmal aber nicht, denn wir hatten lange Zeit Wind von vorn gehabt, waren schon acht Tage länger unterwegs, als man sonst durchschnittlich zu der ganzen Reise gebraucht und doch noch über zweihundert Seemeilen von unserm Ziele entfernt — das erschütterte jedoch den Glauben des Kapitäns keineswegs; Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel.

Wir Passagiere wurden übrigens durch die Verzögerung nicht unangenehm berührt. Es war fast stets gutes Wetter, wir machten alle unsere erste Seereise und erfreuten uns an den stets wechselnden Schönheiten des Oceans, die sich uns täglich in reicher Fülle boten. Der Kapitän war

unermüdlich, uns bald auf dieses, bald auf jenes Neue und Interessante aufmerksam zu machen und daran Bemerkungen zu knüpfen, welche verrieten, daß er von jeher ein offenes Auge für die Natur gehabt haben mußte.

Wir waren aufmerksame Zuhörer, was ihm sehr schmeichelte und nur der erwähnte junge Kaufmann wurde von ihm mit scheelem Auge angesehen, weil er sich sehr skeptisch verhielt, wenn sich, wie dies sehr häufig vorkam, mit des Kapitäns Erzählungen ein Stück Aberglauben mischte. Auch konnte dieser ihm nicht vergeben, daß er es liebte, Liedchen zu pfeifen. „Pfeifen giebt Sturm“ und wenn die Seeleute letzteren auch als etwas Unabwendbares hinnehmen, so lieben sie ihn doch nicht.

Dadurch wuchs allmählich die Abneigung des Kapitäns gegen seinen „gottlosen“ Passagier, wie er Donaldson bezeichnete, bis sie endlich zu hellem Zorn aufflammte, als letzterer eines Tages mit dem Gewehr auf dem Deck erschien und nach Seeschwalben zu schießen begann. Es ist Ihnen ja allen bekannt, meine Herren, welches noli me tangere Mutter Careys Küchlein für die Seeleute sind und daß man ihnen nichts zuleide thun darf.

Verschiedene Schüsse gingen fehl; als dann aber eins der harmlosen Tierchen getroffen in das Wasser stürzte und der junge Mann sogar den Kapitän ersuchte, ein Boot zu Wasser zu lassen, um jenes zu holen, da schäumte dieser vollständig auf.

„Ein Boot?“ stieß er im heftigsten Tone hervor. „Jawohl, Sie können ein Boot bekommen und den unschuldigen Vogel sich holen, aber nur Sie allein, und das sage ich Ihnen, weder das Boot noch Sie selbst kommen je wieder an Bord meines Schiffes zurück.

Sie spielen mit dem Schicksal und fordern es heraus. Sie bringen Unglück über uns alle und der liebe Gott mag Ihrer Seele gnädig sein, denn es wird sich an Ihnen rächen. Wir beide aber sind fortan geschiedene Leute.“ Er wandte sich ab und ging in höchster Erregung die Kajütstreppe hinunter, während ich ihm nacheilte, um ihn zu beruhigen. Er hatte so laut gesprochen, daß die Leute alles hörten. Sie hatten sich mittschiffs versammelt und ihre fast feindseligen Blicke verrieten, daß sie die Ansicht ihres Kapitäns teilten.

Der unglückliche Schütze hatte einen solchen Ausbruch wohl nicht erwartet; er mochte einsehen, daß er zu weit gegangen war und die seemännischen Vorurteile zu rücksichtslos verletzt hatte. Er folgte mir in die Kajüte, bot dem Kapitän die Hand und bat mit dem Versprechen um Entschuldigung, nicht wieder auf Vögel schießen zu wollen.

Meinen und der übrigen Passagiere Bemühungen gelang es endlich, den aufgebrachten Kapitän etwas zu beruhigen und den Frieden wieder herzustellen, aber es vergingen einige Tage, ehe ersterer seinen Gleichmut völlig wiedergewann.

Wir waren so weit gekommen, daß wir am nächsten Morgen das Land zu erreichen hofften und bereits kündete es sich durch allerlei Anzeichen an. Zweige mit Blättern daran trieben vorbei, prachtvoll gefiederte Landvögel, die sich verirrt, umkreisten das Schiff, um auf ihm einen Ruhepunkt zu finden und ermattete Insekten schwirrten auf dem Deck umher, doch am Abend ließ die Brise nach. Während der Nacht wurde es fast ganz still und als der Morgen anbrach, schlich das Schiff nur noch träge durch das Wasser, und wir mußten abermals einen Tag zugeben.

Es war herrliches Wetter und der tiefblaue Ocean bot einen unbeschreiblich schönen Anblick. In den Lüften wehte ein leiser Hauch, der die Obersegel kaum füllte, unten aber war es ganz still und das Meer rollte sich wie ein unendlicher Spiegel vor unseren Blicken auf. Das Wasser war durchsichtig wie Krystall, und wenn wir ein Stück Porzellan hineinwarfen, dann sahen wir es deutlich Hunderte von Fuß hinabsinken.

Zahllose Flotten der von den Seeleuten „Portugiesische Kriegsschiffe“ genannten Physaliaquallen trieben auf der glänzenden Fläche und in ihren blasenartigen, prismatischen Segeln brach sich das Sonnenlicht in köstlichen Regenbogenfarben.

Eine Schar Pottfische zog vorbei, in periodischen Zwischenräumen hoben sie die ungeschlachten Köpfe über das Wasser, um Luft auszulassen und das klang wie fernes

Pelotonfeuer zu uns herüber. Oder sie steckten eine der gewaltigen Seitenflossen senkrecht in die Lüfte und schlugen sie dann plötzlich flach auf das Wasser, daß dieses hoch aufschäumte und es aussah, als ob die See an einer schwarzen Klippe brandete.

Aus der Tiefe blitzte es bisweilen herauf — der Widerschein der Sonnenstrahlen auf silberfarbenen Schuppen; Delphine jagten fliegende Fische. Wie Pfeile schossen diese empor, um sich in der Luft vor ihren Feinden zu retten und weite Strecken über die Fluten dahinzuschwirren. Doch unmittelbar unter ihnen folgten die Delphine mit gleicher Geschwindigkeit, und wenn das Trockenwerden der Flossen jene wieder in ihr nasses Element zurückzwang, wurden sie dennoch die Beute der erbarmungslosen Räuber.

Die Jagdlust regte sich jetzt auch bei unserer Besatzung. Nach wenigen Minuten hatten unsere Matrosen vom Bugspriet und Klüverbaum aus ein halbes Dutzend Angelleinen ausgehängt und ließen die mit Haken versehenen, blanken Zinnfische, welche als Köder dienten, im Wasser hüpfen.

Der Erfolg war überraschend; bald wurden drei stattliche Delphine gefangen, obwohl diese sehr selten auf Angeln beißen und gewöhnlich nur harpuniert werden. Dann jedoch wollte keiner mehr anfassen, als seien sie plötzlich scheu geworden.

Kurz darauf nahte sich ein dichter Schwarm von anderen Fischen, die viel Ähnlichkeit mit Makrelen hatte.

Sie schwammen sechs bis sieben Fuß hoch über einander, fast Körper an Körper gedrängt, wie man bei uns im Norden die Heringe sieht, und der Zug nahm seinen Weg unmittelbar vor dem Schiffe vorbei, mitten durch die Fischerleinen.

Keines von den Tieren biß selbst an die Angeln, aber ihr Fang war deshalb nur um so bequemer. Die Matrosen hatten weiter nichts zu thun, als die Köder zwischen den Haufen zu werfen und sie mit einem Ruck in die Höhe zu ziehen, um fast jedesmal einen Fisch daran zu haben, den die Haken irgendwo am Körper gefaßt hatten. Als der Schwarm vorüber war, lagen einige Dutzend schöner Exemplare auf dem Deck, genug, um der gesamten Mannschaft zu mehr als einem Mittagsessen zu dienen.

Wenn man überhaupt fünf Wochen nur Seekost genossen hat, dann ist eine solche Abwechselung sehr angenehm, namentlich für die Matrosen. Schleunigst wurden die halbgaren Erbsen und das harte Pökelfleisch aus den Töpfen entfernt, um den Fischen Platz zu machen und die Mannschaften gaben sich voll dem Wohlgeschmack des leckern Mahles hin.

Eine Stunde später wurde auch unser Mittagsessen serviert und die Fische mundeten uns nicht weniger gut. Ich hielt mich an die Delphine, ihr Fleisch war wohl etwas trocken, aber ich fand es kräftiger, als das der andern Fischart. Diese kam mir etwas weichlich vor, wurde jedoch von den übrigen vorgezogen.

Ein gutes Glas Wein fehlte natürlich auch nicht und da inzwischen eine frische Brise aufgesprungen war, die uns bald in den Hafen zu führen versprach, so wurde die Stimmung der Gesellschaft eine sehr heitere. Der Kapitän war besonders guter Laune; er schien seinen Groll gegen den jungen Kaufmann wirklich ganz vergessen zu haben und scherzte verschiedentlich mit ihm.

„Sehen Sie, Kapitän,“ äußerte dieser, „wir haben wieder schönen Wind, der uns morgen zu Anker bringen wird — es muß also doch wohl nicht so schlimm gewesen sein, daß ich die Seeschwalbe schoß.“

Die Züge des Kapitäns nahmen bei diesen Worten plötzlich einen ganz veränderten Ausdruck an. Die unbedachte Rede hatte ihn an seinem wundesten Punkte getroffen. Seine Augen funkelten zornig, das Blut schoß ihm in das Gesicht und er war im Begriff, dem Sprecher eine Erwiderung zu geben, die gewiß unserer fröhlichen Stimmung ein jähes Ende bereitet hätte, wenn wir nicht in diesem Augenblicke hätten eilige Schritte die Kajütentreppe herunterkommen hören. Die Thür öffnete sich und der Steuermann trat mit verstörtem Gesicht herein, um den Kapitän zu bitten, daß er sogleich an Deck kommen möge, da etwas sehr Wichtiges vorgefallen sei.

Der Kapitän blieb sehr lange aus. Uns erfaßte eine gewisse Unruhe und wir sandten den Steward nach oben, um zu fragen, was denn eigentlich passiert sei. Nach ge-

raumer Zeit brachte dieser endlich die Nachricht, daß mehrere der Matrosen plötzlich besinnungslos hingefallen und schwer krank seien.

Wir erschraken natürlich sehr und glaubten an Sonnenstich, weil es um Mittag ziemlich heiß gewesen war. Doch während wir noch darüber sprachen, sank die Schwägerin des Herrn Parker wie vom Schlage getroffen vom Stuhle. Ihre Schwester schrie laut auf und war kaum im stande, mit Hülfe ihres Mannes die Erkrankte in ihre Kammer zu bringen. Mir wurde seltsam unheimlich zu Mute.

In diesem Augenblicke betrat der Kapitän die Kajüte. Aus seinen Zügen sprach heftige Erregung, die Unheil verkündete.

„Was ist geschehen?“ rief ich ihm in banger Ahnung entgegen.

„Es ist etwas Schreckliches vorgefallen,“ erwiderte er tiefernst und wandte sich dann an Donaldson. „Das Unglück, welches Sie heraufbeschworen haben und das ich voraussah, hat nicht auf sich warten lassen. Wir sind sämtlich vergiftet. Einer von den Leuten ist bereits gestorben, die andern ringen mit dem Tode.“

Parker und seine Frau stürzten aus der Kammer, sie hatten alles vernommen.

„Was sagen Sie, Kapitän?“ rief verzweifelnd die letztere, „vergiftet! durch wen?“

„Durch die Fische heute mittag,“ erwiderte der Ge-

fragte düster. „Der Koch hat versäumt, einen silbernen Löffel mitzukochen, sonst würde er es an dessen Schwarzwerden unbedingt bemerkt haben.“

Frau Parker sank ohnmächtig in die Arme ihres Gatten. Donaldson stand mit schlotternden Knieen; er vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten und sein Gesicht war erdfahl geworden. Hatten die Worte des Kapitäns diesen Eindruck hervorgebracht oder wirkte auch bei ihm bereits das Gift? Ich selbst fühlte zwar körperlich noch kein Unwohlsein, aber wie heftig mich die Schreckenskunde erschütterte, können Sie sich denken.“

„Und giebt es kein Mittel der Rettung?“ fragte ich gepreßt.

„Keins!“ entgegnete der Kapitän dumpf, setzte sich an den Tisch und hielt schweigend den Kopf in die Hand gestützt. Nach einer kurzen Pause sprang er auf. „Vielleicht ist dennoch Hülfe möglich,“ äußerte er und ein Hoffnungsschimmer sprach aus seinen Zügen. Unsere Blicke hingen an seinen Lippen, doch plötzlich taumelte er. „Mein Gott, wie ist mir?“ stöhnte er, „Licht, Licht, Luft!“ und fiel zu Boden.

„Nennen Sie das Mittel, Kapitän,“ flehte in herzzerreißendem Tone Frau Parker, die sich von ihrem ersten Schreck etwas erholt hatte und krampfhaft seinen Arm ergriff, „ich bitte Sie um Gottes willen, sprechen Sie!“

Der Kapitän versuchte zu sprechen, aber stieß nur

unartikulierte Laute hervor. Er wand sich konvulsivisch am Boden und unsere letzte Hoffnung war vernichtet. Ich brachte ihn in seine Kammer und es gelang mir, ihm in die Koje zu helfen. Als ich wieder die Kajüte betrat, lag Donaldson ausgestreckt am Boden. Auf mein Befragen nach seinem Befinden erhielt ich keine Antwort; er sah mich nur wie geistesabwesend an. Frau Parker war von ihrem Manne in die Kammer gebracht; ihr schmerzliches Stöhnen sagte mir, daß das Gift auch bei ihr zu wirken begann.

Es fuhr mir durch den Sinn, daß möglicherweise ein Brechmittel von Nutzen sein könne und ich eilte an Deck, um den Steuermann nach der Medizinkiste zu fragen. Ich fand ihn mittschiffs; aber auch er war schon schwer krank und es schien, als ob die Lähmung der Sprachorgane eines der ersten Symptome der Vergiftung sei. Ich erhielt keine Antwort auf meine Fragen und stürzte in die Kajüte zurück, um selbst zu suchen. Ich fand die Kiste in des Steuermanns Kammer, entnahm die Medizin und versuchte sie zu geben. Bei dem Kapitän war Hülfe vergebens; er lag bereits am Tode und hielt die Zähne fest auf einandergepreßt.

Auch an Donaldson scheiterten meine Bemühungen; bei Parker und den beiden Damen gelang es mir, ebenso bei dem Steuermann und zwei Matrosen.

Ein einziger der Besatzung war bisher verschont geblieben, der Mann am Steuerruder. Als ich das Hinterdeck

betrat, bemerkte ich aber auch an ihm eine auffallende Veränderung.

„Es flimmert mir vor den Augen," klagte er stöhnend, „ich kann die Kompaßstriche nicht mehr unterscheiden. Ich werde das Ruder festbinden, damit das Schiff am Winde weiter segelt und mich dann niederlegen; ich fühle den Tod in den Gliedern."

Mit meiner Hülfe führte er das Vorhaben aus. Dann warf er sich wie völlig erschöpft platt auf das Deck nieder, nachdem er vorher noch willig von mir Arznei genommen. Sie schien jedoch nicht die gehoffte Wirkung zu üben. Es war Abend geworden, der Kapitän und vier Matrosen waren gestorben; alle übrigen lagen besinnungslos.

Das Blau des Himmels verschwand; zerrissenes Gewölk flog darüber hin und am nördlichen Horizont türmte sich drohend eine schwarze Bank empor. Sie deutete auf nahenden Sturm und das Meer begann zu rauschen. Sie können sich meine Lage und meine Seelenstimmung denken — allein auf dem weiten Ocean, rings umgeben von Tod und Schrecken und jeden Augenblick gewärtig, selbst von dem furchtbaren Gifte gepackt zu werden.

Der Wind wuchs schnell. Heulend und pfeifend fuhr er durch die Takelage und die Masten bogen sich und ächzten unter seinem gewaltigen Drucke, weil das Schiff viel zu viel Segel führte. Die See begann stetig höher zu laufen, immer wilder jagte das Fahrzeug durch die

Fluten. Von keiner menschlichen Hand geleitet, flog es dahin in Nacht und Verderben, als säße ihm ein mitleidsloser Dämon auf dem Nacken, um es zu Tode zu hetzen.

Ich stand auf dem Hinterdeck, hielt mich an ein Tau geklammert und erwartete in dumpfer Resignation das Schicksal, welches Gott über mich verhängt. Ich wußte, wir waren nicht weit von Land und den gefährlichen Bahamabänken entfernt und der Wind trieb uns darauf zu. Ich erwartete jeden Augenblick, daß wir auf einen Felsen laufen und dann zerschellen würden.

Unheimlich rauschten die schweren Grundseen neben uns her, und wenn dann donnernd ihre Köpfe überbrachen und ihren schäumenden Gischt über das Schiff sandten, dann erzitterte es in seinen innersten Fugen, als sei es ein lebendes Wesen und empfinde selbst Grauen vor der drohenden Gefahr.

Hoffnungslos starrte ich in das Dunkel und glaubte zu fühlen, wie jetzt auch mich meine Kräfte zu verlassen drohten. Es kam wie ein Schwindel über mich, kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn und unwillkürlich stieg in mir ein Gebet zu Gott empor, meiner Qual ein Ende zu machen.

Da blitzte es in der Ferne wie ein Licht auf. Ich starrte darauf hin und es wurde allmählich deutlicher. Ja! es war ein Licht, es konnte kein Zweifel mehr obwalten — es war die Laterne eines Schiffes, dessen Umrisse jetzt vor

meinen Augen immer schärfer aus dem Dunkel emporwuchsen.

Bis dahin hatte ich dasselbe mit einer stumpfen Neugierde betrachtet, doch rüttelte mich plötzlich ein angstvoller Gedanke aus meiner Apathie. Das Schiff kam gerade auf uns zu — in wenigen Minuten mußte ein Zusammenstoß stattfinden. Soeben hatte ich Gott um Erlösung aus meiner qualvollen Pein gebeten und nun trieb mich der Instinkt der Selbsterhaltung, entgegengesetzt zu handeln. Ich sprang mechanisch zum Steuerruder, um es loszubinden und dem Schiffe eine andere Richtung zu geben. Ersteres gelang mir, jedoch, als ich das Tau löste, da flog das Steuerrad infolge des auf das Ruder geübten Wasserdrucks mit Gewalt herum und schleuderte mich gegen die Bordwand.

Im selben Augenblicke erfolgte ein lautes Krachen und verzweifelte Schreie schlugen an mein Ohr. Wir waren mit dem fremden Schiffe zusammengesegelt, aber als ich, mich von meinem Sturze aufraffend, über die Verschanzung blickte, da konnte ich nur noch undeutlich dessen Formen unterscheiden. Die beiderseitige, rasende Fahrt hatte uns trotz des Stoßes so schnell aneinander vorüber geführt, daß jenes sehr bald meinen Blicken entschwand.

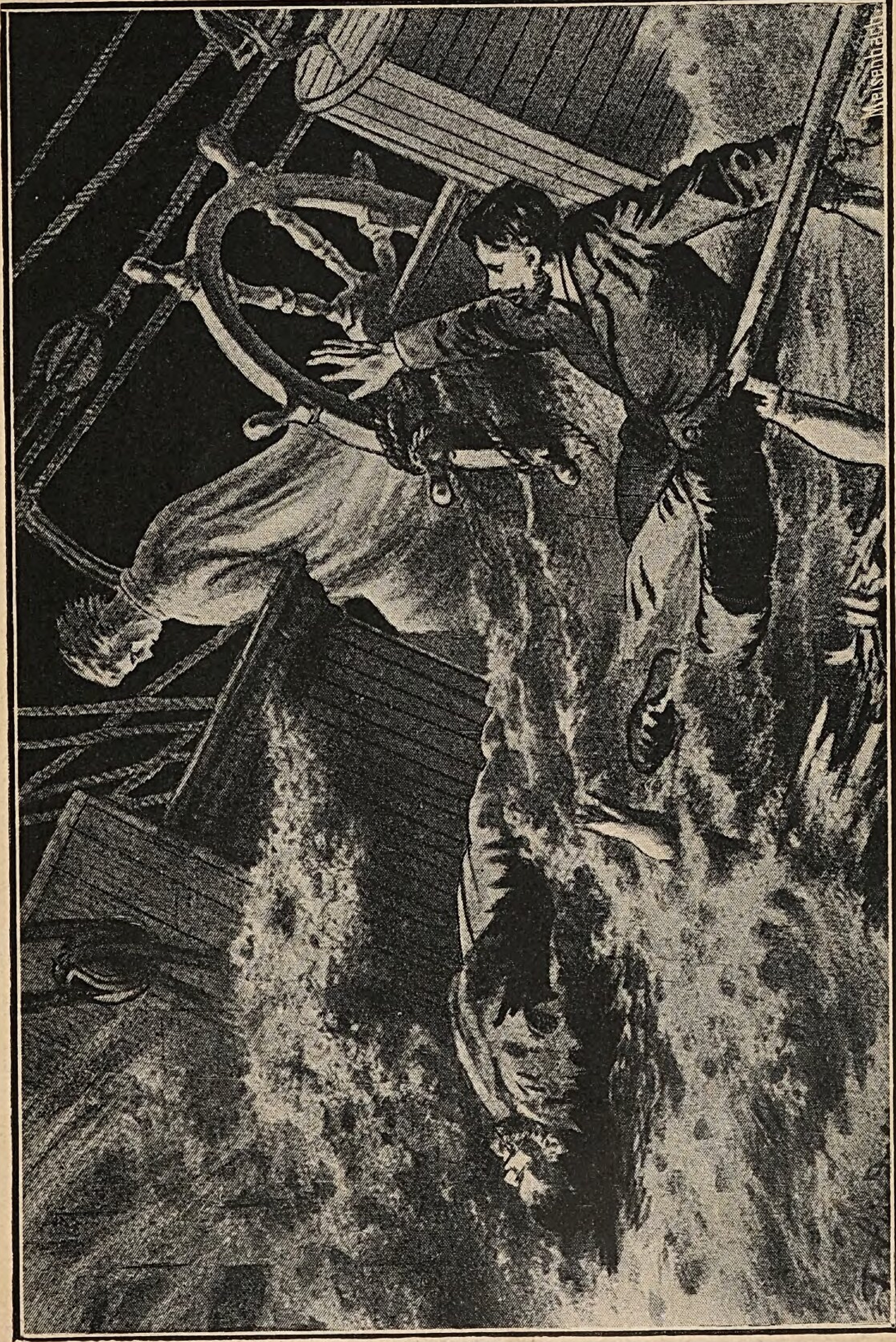
Ich stand wie erstarrt. — War es zerschmettert und mit seiner Besatzung in der dunklen Tiefe begraben? Ich wußte es nicht; es blieb mir aber auch keine Zeit, darüber

nachzusinnen, denn meine Gedanken wurden bald wieder auf das eigne Schiff geleitet. Es stürmte jetzt wie wahnsinnig durch die empörten Fluten und legte sich unter dem schweren Winddrucke so bedenklich auf die Seite, daß die zischenden und brausenden Wellen mich mit ihren feuchten Armen zu umschlingen drohten.

Plötzlich vernahm ich ein abermaliges Krachen; das Schiff richtete sich auf, schnob mit dem Vorderteile wie ein zügelloses Roß herum und wie feuriger Atem sprühte der Gischt über den Bug. Die Vorstenge war gebrochen, donnernd kam sie mit ihren Raaen und den Segeln auf das Deck niedergestürzt und der jetzt nur noch auf die Hintersegel wirkende Wind trieb das Schiff mit dem Kopfe in den Wind.

Es war eine schaurige Scene und es lag wie ein erstickender Alp auf meiner Brust; der Sturm heulte in der Takelage, das Tauwerk rasselte gegeneinander und gegen die Bemastung, die Segel flatterten und peitschten an den Raaen. Von allen Seiten brach die See gegen und über das Schiff und dieses selbst rollte im Trog der berghohen Wellen erschreckend hin und her, so daß ich mich trotz des krampfhaften Anklammerns kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

Da sah ich eine weiße Gestalt vor meinen Blicken auftauchen. Ich erkannte einen Menschen in Nachtkleidern, der aus der Kajüte heraufkommend, das Deck betrat. Unbeirrt



durch die furchtbaren Bewegungen des Schiffes schritt er mit der Sicherheit eines Nachtwandlers auf dem nassen, schlüpfrigen Deck umher, ohne sich irgendwie zu stützen oder zu halten und nahm seinen Weg nach mittschiffs zur Bordwand.

Einen Augenblick wußte ich nicht, was ich von der gespenstischen Erscheinung denken sollte. Die Dunkelheit ließ mich die Gesichtszüge nicht erkennen, doch dann fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, daß ich einen Wahnsinnigen vor mir habe. Ich versuchte zu rufen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt. War es Schrecken, der mir die Sprache raubte, — war es das Gift, welches mir die Zunge lähmte?

Da begann die Schiffsglocke zu läuten — langsam, schaurig wie eine Totenglocke und ihr, das Brausen des Sturms und der See übertönender Klang, schlug gellend an mein Ohr.

Die weiße Gestalt hatte die Verschanzung erreicht; dort stand sie einige Sekunden und starrte auf die schäumenden Wogen. Dann warf sie wie wild die Arme in der Luft umher, schnellte empor und war verschwunden. Ein Angstschrei entrang sich meiner Brust — der Wahnsinnige war über Bord gesprungen.

Es lag noch immer wie ein Bann auf mir und ich vermochte mich nicht von der Stelle zu bewegen.

Und diese Glocke! welche Geisterhand setzte sie in Be=

wegung? Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen drängte, als sollte ich ersticken. Menschen konnten es nicht thun — sie waren tot oder lagen im Sterben. Eine unbeschreibliche Angst erfüllte mich und ich vermochte nicht mehr zu denken. Nur die Glocke hörte ich fortwährend und sie verursachte mir schneidenden Schmerz im Kopfe. Ich konnte es nicht länger ertragen und es trieb mich mit Gewalt nach unten in meine Kammer. Dort hoffte ich dem gespenstischen Klange zu entrinnen — dort ruhiger sterben zu können.

Wie ich hinuntergekommen bin und mein Bett gefunden habe — ich weiß es nicht. Seitdem ich meinen Platz an Deck verließ und bis zum andern Morgen fehlt mir jede Erinnerung. Totenähnlicher Schlaf oder Besinnungslosigkeit hielten meinen Geist über zwölf Stunden umnachtet.

Als ich erwachte, war es heller Tag. Durch mein Kammerfenster sah ich die Sonne klar auf das Meer herabscheinen, das tiefblau in ihren Strahlen erglänzte und so ruhig war, daß sich das Schiff kaum bewegte. Im ersten Augenblicke glaubte ich einen furchtbaren Traum geträumt zu haben, aber die unheimliche Stille im ganzen Schiffe und der Umstand, daß ich angekleidet auf meinem Bette lag, führten mich in die trostlose Wirklichkeit zurück.

Ich sprang von meinem Lager auf und betrat die Kajüte. Sie war leer und ich eilte an Deck. Das Schiff trieb steuerlos auf den Wellen, aber wie sah es aus?

Mit zerbrochenen Stengen, zerrissenen Segeln und verwirrtem Tauwerk gab es Zeugnis von dem wilden Kampfe, den es in der Nacht mit den Elementen geführt. Jetzt war es fast wieder windstill und weder der wolkenklare Himmel noch die ungetrübte Fläche des Oceans erinnerten an die Boe und ihre vernichtende Gewalt.

Mittschiffs fand ich den Steuermann, vorn auf dem Deck die Matrosen. Sie lagen noch ausgestreckt und apathisch da, aber sie lebten und sprachen und waren entschieden in der Besserung. Ein Alp löste sich von meiner Brust; ich war nicht mehr allein unter Toten und die Arznei schien Rettung gebracht zu haben. Ich eilte wieder nach unten, um nach dem Kapitän und den Passagieren zu sehen. Ersterer lag kalt und starr, doch Herr Parker und die beiden Damen begannen sich zu meiner Freude zu erholen. Donaldson war spurlos verschwunden. Im Fieberwahn hatte er den Tod gesucht und er war es, der sich am gestrigen Abend in die Fluten gestürzt.

Nachdem ich geistig so erleichtert war, fühlte ich mich auch körperlich nicht mehr angegriffen und ließ es meine Sorge sein, den Genesenden mit allen Mitteln zu Hülfe zu kommen, welche die Schiffsmedizinkiste bot. Es gelang wider Erwarten; schon bis zum Mittag hatten sich alle so weit erholt, daß sie umhergehen konnten und sie kräftigten sich von Stunde zu Stunde.

Es war ein Glück, daß es still blieb, denn unsere

Lage gestaltete sich immer noch schlimm genug. Die wenigen Leute konnten überhaupt das Schiff nicht gut regieren und vorläufig fehlten ihnen auch noch die Körperkräfte. Nachmittags machten wir uns daran, die Toten zu bestatten. Wir banden sie auf ein Brett, beschwerten sie an den Füßen mit Ballasteisen und versenkten sie in ihr nasses Grab. Als wir den Kapitän als letzten der Tiefe übergaben und ein stilles Gebet verrichtet hatten, stiegen noch einige Blasen an die Oberfläche empor.

Unwillkürlich folgten meine Blicke dem Perlenstrange, welchem sie entquollen und der die letzte irdische Spur des aus der Blüte seines Lebens so plötzlich dahingerafften Mannes war — da durchfuhr mich ein jäher Schreck und ein krampfhaftes Zittern schüttelte meinen ganzen Körper.

Die Leiche war nicht fortgesunken; trotz der Eisenbeschwerung schwebte sie in geringer Tiefe im Wasser. Meine heftige Nervenerregung ließ mich ihre Augen geöffnet und starr auf mich gerichtet sehen, und ich hatte das Gefühl, als zögen sie mich mit Gewalt hinab in den Schoß des Meeres.

Die Stimme des Steuermanns rief mich in die Wirklichkeit zurück und nahm den entsetzlichen Druck von meiner Seele. „Wir sind auf flachem Wasser,“ äußerte er, „und können kaum zehn Faden Tiefe haben. Die Leiche des Kapitäns liegt auf dem Grunde und ist noch klar zu sehen. Wir müssen ankern, Leute,“ wandte er sich an diese, „sonst treiben wir noch weiter auf die Bänke und können stranden.“

Ich atmete tief auf; was mir als schreckliche Vision erschien, fand jetzt seine natürliche Erklärung.

Es gelang den Leuten, den Anker fallen zu lassen. Wir waren bis auf weiteres geborgen, freilich nur so lange die Windstille anhielt und das Wasser ruhig blieb. Aber die Luft sah gut aus, der Barometer stand hoch und wir hatten die Hoffnung, daß wir inzwischen zu vollen Kräften kommen und das Schiff aufs notdürftigste wieder in stand setzen konnten, um bei aufspringendem Winde den Anker im Stich zu lassen, da an ein Aufwinden nicht zu denken war, und dann auf die Küste zuzusegeln, die wir bereits am Horizonte bläulich schimmern sahen.

Ich war im Begriff hinunterzugehen, um mich nach dem Befinden meiner Mitpassagiere zu erkundigen, welche die Kajüte noch nicht verlassen hatten, als ein Freudenruf des Steuermannes meine Schritte hemmte.

„Gott sei Dank!" hörte ich ihn laut rufen, „da sind sie. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — sie sind alle da. Nun sind wir geborgen, nun wird uns bald Hülfe kommen."

Auch die Matrosen waren freudig bewegt und wiederholten das Zählen ihres Vorgesetzten.

Vergebens folgte ich ihren Blicken und suchte zu erforschen was sie in dieser Weise so froh begrüßten — kein Segel zeigte sich am Horizonte und nur einige Vögel flatterten über den Wellen, um kleines Getier als Beute zu erhaschen.

„Wo sehen Sie Hülfe?“ fragte ich endlich erstaunt und enttäuscht.

„In Mutter Careys Küchlein,“ lautete die Antwort. „Sie sind wieder da mit sechs, gerade so viel, wie vor dem Schusse des Herrn Donaldson, der all das Elend über uns gebracht hat. Das bedeutet Glück,“ fügte er zuversichtlich hinzu.

Ich hörte die Worte schweigend an und begab mich in die Kajüte zu den Kranken. Was konnte es nützen, wenn ich dem Aberglauben widersprach, der wenigstens für den Augenblick die Leute mit neuer Hoffnung erfüllte und ihren gesunkenen Mut belebte?

Nachmittags schien bei allen die Wirkung des Giftes überwunden und sie befanden sich wieder ziemlich gesund. Ein schwarzer Streifen zeigte sich am östlichen Horizont — es war ankommender Wind. Mit ihm tauchten aber auch zugleich die Segel eines Schiffes auf, das mit der stetig auffrischenden Brise schnell aus dem Meere emporwuchs und auf uns zusteuerte.

Wir heißten unsere der Länge nach zusammengebundene Nationalflagge als Notsignal, und in kurzer Zeit war jenes, ein großer, holländischer Westindienfahrer, längseit, um beizudrehen und ein Boot zu schicken. Triumphierend blickte der Steuermann auf uns; Mutter Careys Küchlein hatten nicht getrogen, sondern Hülfe und Rettung gebracht.

Bereitwillig gab uns der Holländer, der ebenfalls nach der Havanna bestimmt war, fünf Mann seiner starken Besatzung ab. Mit ihrer Unterstützung gelang es, die Schäden in der Takelage auszubessern und am andern Morgen lagen wir im sichern Hafen.

Ich habe Herrn Parker und seine Damen nach längeren Jahren wiedergesehen. Sie gedachten zwar noch oft mit Schaudern des Ereignisses, aber für ihre Gesundheit waren keinerlei üblen Folgen geblieben, ebensowenig wie bei den übrigen geretteten Seeleuten.

Daß ich damals körperlich wenig oder nichts von dem Gifte merkte, mag ich wohl dem Umstande danken, daß ich nur von den Delphinen gegessen hatte — und auch sonst habe ich keine Nachwehen gefühlt — nur wenn ich gekochte Fische sehe, steigt plötzlich die Erinnerung an jenes Todesmahl und die ihm folgende furchtbare Nacht mit allen ihren Schrecken in mir auf, und ich werde dann von jenem Anfalle heimgesucht, von dem Sie bei Tische Zeuge waren."

„Und wie erklären sie das wunderbare Erklingen der Glocke?" unterbrach einer der Gäste die lautlose Stille, welche der erschütternden Erzählung gefolgt war.

„Als ich meine geistige Ruhe wieder gewonnen hatte," entgegnete der Gefragte, „war das Rätsel für mich bald gelöst. Das steuerlose Schiff rollte in dem Trog der See so gewaltsam hin und her, daß der Klöppel beim jedes-

maligen Überholen anschlug — daher das langsame, unheimliche Läuten."

„Es war spät geworden," schloß Westhold seinen Bericht, „und eine heitere Unterhaltung wollte nicht wieder aufkommen. Wir trennten uns, aber ich harrte lange vergebens des ersehnten Schlafes. Als sich endlich meine müden Lider schlossen, da war der Schlummer nicht erquickend, die erregten Nerven schufen nur wilde, beängstigende Traumbilder und noch jahrelang nachher bin ich nachts plötzlich aufgeschreckt worden, weil ich das damals Gehörte selbst zu durchleben glaubte."

Auch den Doktor und mich hatte die Erzählung tief ergriffen, aber bevor wir noch einige Worte darüber wechseln konnten, wurde unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch den lauten Ruf des auf der Fockraa stationierten Ausgucks gänzlich in Anspruch genommen: „Feuerschein voraus an Steuerbord!"

Vierzehntes Kapitel.

Westhold sprang auf und forschte mit dem Nachtfernrohre nach der Ursache. Mich interessierte die Sache natürlich aufs lebhafteste und ich enterte in die Wanten hinauf bis zum Top.

„Es muß ein brennendes Schiff sein," rief ich hinunter, „ich kann die Masten unterscheiden." Der mir nachgekommene Doktor hatte ein Fernrohr mitgebracht und bestätigte meine Wahrnehmung.

„Cherub ohoi!" erscholl der Ruf des Kapitäns von der Brigg zu uns herüber, die in Sprachweite vor uns segelte.

„Ei, ei!" erwiderte Westhold durch das Sprachrohr, zum Zeichen, daß er verstanden.

„Drei Strich an Steuerbord scheint ein Schiff zu brennen. Machen Sie Segel und suchen Sie so schnell wie

möglich hinzukommen; ich folge Ihnen.“ Auch auf der „Aurora“ hatte man die Erscheinung erkannt.

„Ei, ei!“ tönte es vom „Cherub“ wieder zur Brigg hinüber und unmittelbar danach befahl Westhold „Drei Strich abhalten! Wache, Leesegel bei an Backbord!“

Der Mann am Ruder drehte das Steuerrad und das Schiff fiel ab, bis seine Spitze auf den Feuerschein zu lag. Der Bootsmannsmaat der Wache wiederholte den empfangenen Befehl, begleitete ihn mit schrillem Signalpfiff und die Wache ging an die Ausführung. Durch das Abfallen des Schuners kam der Wind günstiger von hinten ein und die erwähnten Hülfssegel konnten seitwärts der Hauptsegel gesetzt werden. In wenigen Minuten standen sie und das vermehrte Rauschen des Wassers am Bug verriet ihre Wirkung.

Der „Cherub“ schoß an der Brigg vorüber, deren Formen bald im Dunkel der Nacht verschwanden, während das hellere Aufflammen des Feuers verriet, daß wir uns demselben schnell näherten.

Nach einer Stunde hatten wir eine bedeutende Strecke zurückgelegt und es bot sich uns ein schaurigschöner Anblick. Das ganze Meer erglühte im Widerschein der lodernden Flammen und am Himmel zeichnete er sich als blutigrote Wolke ab. Die Masten erschienen wie feurige Säulen; einer nach dem andern stürzte über die Seite, dann brannte

das Unterschiff allein bis zur Wasserlinie nieder, um plötzlich zu versinken und tiefe Dunkelheit zurückzulassen.

Wir waren in diesem Augenblicke noch etwa eine Meile weit von der Unglücksstätte entfernt und segelten weiter, bis wir sie erreicht zu haben glaubten. Dann drehten wir bei, feuerten Kanonen ab und setzten Boote aus, um nach etwaigen Überlebenden zu suchen, aber vergebens. Nach etwa einer Stunde sahen wir die Laternen der herankommenden Brigg. Nach Wechseln der Erkennungssignale fuhr Westhold an Bord, um zu melden, daß wir zu spät gekommen.

Beide Schiffe blieben bis zu Tagesanbruch am Orte, aber alle Nachforschungen waren ohne Erfolg. Trotz längeren Umherkreuzens war nichts zu entdecken, kein lebendes Wesen, kein Boot, nicht einmal Holztrümmer.

Da schnellte auf einmal der Ruf des Ausgucks im Vortop „Segler voraus!" alles empor. Er war, um besser nach den Schiffbrüchigen Umschau halten zu können, bis in die höchste Spitze des Mastes geklettert, und hatte dort den Fremden entdeckt.

„Was ist es für ein Schiff? wie liegt es?" fragte Westhold lebhaft hinauf.

„Ich kann nur eben die Spitzen von zwei Masten sehen," lautete die Antwort des Matrosen, „es scheint quer vor uns über zu liegen."

Westhold ging selbst mit dem besten Fernrohr nach oben.

„Machen sie Signal für die „Aurora“: Verdächtiges Segel voraus in Sicht,“ rief er nach einigen Minuten hinunter, „der Fremde hat seinen Kurs geändert und liegt jetzt mit uns ostwärts; er muß uns gesehen haben.“

Nachdem er den Fremden noch eine Zeit lang beobachtet, stieg er an Deck nieder.

„Ich glaube und hoffe, wir sind der „Paloma“ oder einem Spießgesellen von ihr auf der Fährte,“ sagte er freudig erregt zum Doktor. „Jedenfalls verrät die Kursänderung kein gutes Gewissen. Sie weist auf die Nigermündung und mir steigt plötzlich der Gedanke auf, jener Hallunke dort und das brennende Schiff stehen in engem Zusammenhange.“

„Sie meinen, er habe es angesteckt!“ fragte ich ungläubig.

„Gewiß,“ erwiderte er, „beraubt und dann angezündet, um jede Spur seines Verbrechens zu vertilgen. Das Schiff hat stundenlang gebrannt, die Leute hatten Zeit, sich in die Boote zu retten, das Wasser ist ruhig — wir hätten sonst doch irgend etwas entdecken müssen.“

Ich schauderte bei dem Gedanken an eine solche Grausamkeit.

Die Signalflaggen am Top hatten sich entfaltet und waren auf der Brigg verstanden. Wenige Minuten später zeigte sich auch auf ihr ein Signal „Kommandant an Bord!“

Westhold fuhr hinüber, um nach kurzer Zeit zurück-

zukehren. „Wir sollen den Fremden jagen und ihm auf den Fersen bleiben," sagte er. „Wenn er nicht standhält und den Niger einläuft, sollen wir vor der Mündung auf die Brigg und weitere Befehle warten. Hurra, Jungens!„ wandte er sich an die Mannschaft, „das giebt eine lustige Jagd, diesmal darf er uns nicht entgehen. Heißt das Boot und dann „Alle Mann auf ihre Stationen!"

Die Leute waren durch die Nachricht elektrisiert; das Boot flog förmlich an seinen Krähnen in die Höhe, dann eilten sie auf ihre Posten und die Jagd begann.

Jedes Fetzchen Leinwand, das nur irgend Wirkung versprach, wurde aufgepackt. Die Segel streckte man so straff, daß sie wie Bretter standen, der Strahl der Feuerspritzen hielt sie beständig naß, um auch nicht ein Atom der auffrischenden Brise durchzulassen und an den Schiffsseiten ließ Westhold überall Öl niedergießen, damit das Wasser an ihnen weniger Reibung habe.

Der „Cherub" zeigte sich als ein brillanter Segler. Die Brigg blieb zusehends zurück und wir holten den Fremden, wenn auch nur langsam. Seine Mastspitzen waren von Deck zu sehen, aber die Jagd hatte auch schon zwei Stunden gedauert. „Auf diese Weise bekommen wir ihn nicht vor Nacht," äußerte Westhold. „Wir müssen den „Cherub" vorn erleichtern, er liegt zu sehr auf dem Kopf. „Alle Mann das Buggeschütz nach hinten bringen!" befahl er.

Die schwere Kanone wurde nach hinten gerollt und

dann eine halbe Stunde der Erfolg beobachtet. Durch den Gewichtswechsel hatte sich der Schuner vorn um mehrere Zolle gehoben und lief unbedingt schneller; die Masten des Fremden waren bedeutend höher aus dem Wasser gewachsen.

Die Brise nahm zu. Der „Cherub“ flog wie ein Pfeil durchs Wasser; an Backbord erschien die Küste von Lagos, bis zum Abend konnten wir vor dem Niger sein, auf den der Fremde offenbar zusteuerte und ihn eingeholt haben, wenn wir so weiter gewannen, wie bisher. Doch er schien ähnliche Mittel wie wir selbst anzuwenden, denn nach einer ferneren halben Stunde waren wir ihm nicht näher gekommen.

„Alle Wasserfässer stürzen, bis auf eins!“ kommandierte Westhold, „mannt die Pumpen!“

Die Hälfte der Mannschaft eilte in den untern Schiffsraum, ließ das Wasser auslaufen und die andere Hälfte besetzte die Pumpen, um es außenbords zu schaffen. Der Schuner hob sich dadurch um einen halben Fuß aus dem Wasser und wir gewannen wieder, aber es war Westhold noch nicht genug. Er ließ die Haltetaue der Masten und Stengen etwas lösen und durch die Zimmerleute die Keile fortschlagen, welche die Masten in Deck unbeweglich festhalten. Dadurch bekamen diese Luft und wurden elastischer. Unter dem Druck der steifen Brise bogen sie sich bedenklich, aber es galt, etwas zu wagen und die Maßnahme trug gute Früchte. Das Schiff lief jetzt einen halben Knoten (eine

halbe deutsche Meile in vier Stunden) mehr, als vorhin. Die geschicktesten Leute für das Ruder wurden ausgesucht, um in möglichst schnurgerader Linie zu steuern und nicht durch Zickzack an Fahrt einzubüßen.

Mir war das alles neu, auf Kauffahrteischiffen kennt man dergleichen Hülfsmittel nicht, aber ich bewunderte ihren Erfolg. Gegen zwei Uhr nachmittags hob sich das Unterschiff über den Horizont, man war nur noch eine deutsche Meile von ihm entfernt und damit auch festgestellt, daß es die „Paloma“ sei. Auch der deutsche Matrose erkannte in ihr ganz bestimmt den Schuner wieder, der sein Schiff beraubt und versenkt hatte.

Beide Schiffe jagten jetzt mit einer fliegenden Fahrt von elf bis zwölf Knoten dahin. Sie befanden sich nicht weit von der Küste, der Wind war ziemlich überlandig und das Wasser glatt. Sie lagen so schief bei der steifen Brise, daß die Leeverschanzung die Wellen streifte und es war ein Glück für den „Cherub“, daß keine See stand; bei dem Rollen des Schiffes wären sonst seine losen Stengen oder die Masten über Bord gegangen. Um vier Uhr hatte er sich dem Fremden bis auf weniger als eine halbe Meile genähert. Im freien Wasser hätte er ihn noch vor Dunkelwerden unter seine Kanonen gebracht, aber in diesem Augenblicke hatte jener die nördlichste Nigermündung, den Nun-Fluß erreicht und schlüpfte hinein. Eine Zeit lang sah man noch seine Mastspitzen über den Wipfeln der das Ufer

besäumenden Mangrovenbäume sich bewegen, dann waren sie verschwunden.

„Wir haben ihn in der Falle,“ jubelte Westhold, „jetzt soll er uns nicht entgehen. Er will sich nicht mit uns schlagen und glaubt in der Quorra sicher zu sein, weil er uns für zu tiefgehend hält, um über die Barre zu kommen. Ist die „Aurora“ noch zu sehen?“ rief er dann dem Ausguck auf der Vormarsraa zu.

„Ja wohl, rechts hinter uns!“ lautete die Antwort, „die Marssegel sind eben über Wasser!“

„Aha! also zwei Meilen Entfernung!“ sagte Westhold, „nun, dann ist sie vor Nacht noch hier, wenn die Brise so lange anhält. Doch wir wollen hier auf sie warten und bequeme Segel machen. In den letzten Stunden war ich selbst etwas besorgt, daß wir die ganze Takelage über Bord werfen würden,“ fügte er lächelnd hinzu, „und dazu ist jetzt keine Zeit.“

Die kleinen Segel wurden fortgenommen, Masten und Stengen wieder befestigt, der lange Zwölfpfünder auf seine alte Stelle zurückgebracht und das Schiff für die Nacht bis in die geringsten Einzelheiten fertig gemacht, um allen Eventualitäten, sei es Gefecht oder Sturm, gewachsen zu sein. Letzterer war jedoch kaum zu fürchten, die Tornadosaison vorüber und der stetige, hohe Barometerstand kündete dauernd gutes Wetter. Mit Sonnenuntergang traf die

Brigg vor dem Nunflusse ein; zugleich flaute, wie dies an der Küste abends gewöhnlich stattfindet, der Wind gänzlich ab und Kapitän Goodall ankerte, um nicht von der Strömung versetzt zu werden, bei Dunkelwerden mit beiden Schiffen in der Mündung des Stromes. Damit war die „Paloma“ abgeschnitten. Der Braß-Fluß und die übrigen Nigermündungen hatten zu viel Barren oder waren zu seicht für sie. Um zu entfliehen, hätte sie nur den Nun wählen können und wäre dann unmittelbar unter die Kanonen der Engländer geraten. Daß eine abermalige Überraschung, wie diejenige, von der Westhold mir erzählt, ausgeschlossen war, dafür sorgten Wachtkanoes, die, mit Krumännern besetzt, einige tausend Schritte stromaufwärts während der Nacht ankerten und angewiesen waren, eine Rakete steigen zu lassen, sobald sie etwas Verdächtiges bemerkten.

Die Nacht verging ohne bemerkenswerte Ereignisse und der Morgen brach an. Sobald es hell wurde, holten wir Trinkwasser von der Brigg für unser ausgestürztes und versahen uns auf acht Tage, da das Flußwasser wegen der vielen darin enthaltenen Organismen für Europäer gesundheitsgefährlich ist. Wir mußten so früh mit der Arbeit beginnen, da später die Hitze sie unmöglich machte.

Oh, welche Glut herrschte, als die Sonne höher stieg an dem wolkenlosen Himmel! Unverhüllt sandte sie ihre sengenden Strahlen hernieder; der leichte Landwind erstarb gegen acht Uhr völlig und kein Luftzug kühlte die drückende

Atmosphäre, welche die Brust beengte und die Zunge vertrocknete.

Der Ocean lag wie ein endloser Spiegel da und nur die leise Dünung, auf der sich die Schiffe schaukelten, verriet seine schlummernde Gewalt. Dann und wann schwirrten einige fliegende Fische über seine Fläche dahin, deren Flossen in der Sonne blitzten, oder die Rückenflossen jener unheimlichen Räuber der Tiefe, der Haie, furchten das glatte Wasser, um ihre Kreise um die Schiffe zu ziehen.

Über den Ufern lagerte ein bläulicher Streif wie ein Nebel, aus dem nur die Kronen der Mangroven hervorragten. Es waren dies die giftigen Dünste, die dem Moraste entstiegen und die gefährlichen, afrikanischen Fieber erzeugen, an denen so viele Europäer zu Grunde gehen. Vor ihnen hatte mich mein alter Untersteuermann besonders gewarnt. „Schlafe nie in den Gegenden, wo sie brauen, am Lande, sonst bist du ein Kind des Todes,“ sagte er und er hatte recht. Nach bittern Erfahrungen gestatten die Engländer keinem ihrer Leute, in den Flüssen am Lande zu schlafen; bei Expeditionen in Booten, die über Nacht dauern, müssen sie stets in diesen verbleiben.

Gegen elf Uhr kam endlich die ersehnte Seebrise und befreite uns von unserer Qual. Sie tritt an den tropischen Inseln und Küsten ein, wenn die Sonne das Land höher erwärmt hat als das Meer und wechselt nachts mit dem

Landwinde, da die Erde ihre Wärme nach Sonnenuntergang viel schneller ausstrahlt, als das Wasser.

Sie setzte gleich frisch ein und mit tiefen Zügen atmeten wir ihren belebenden Hauch, der einen Alp von uns nahm. Lustig drehte sich das Gangspill (Ankerwinde) nach den Tönen des Pfeifers, die Matrosen marschierten in schnellem Takte um dasselbe und bald war der Anker gelichtet. Der „Cherub" breitete seine weißen Schwingen und segelte mit schlanker Fahrt in den Fluß hinein.

In kurzer Zeit waren wir vor der Barre. Sie machte einen gefährlichen Eindruck; ringsum brandete und schäumte das Wasser auf der Untiefe wie auf einem Felsenriffe bei Sturm. An einzelnen Stellen schien es ruhiger, aber unser Lotse Mingo warnte vor ihnen, als flach und trügerisch. Er hatte selbst das Ruder genommen und steuerte gerade auf einen Punkt zu, wo die Wellen am wildesten überbrachen.

Ich muß gestehen, daß mir bei dem Anblick gar nicht behaglich zu Mute ward und selbst in Westholds Mienen verriet sich eine gewisse Unruhe. Es liegt in der Natur des Seemanns, Brandung zu fliehen, wo er sie erblickt und hier steuerten wir mitten in sie hinein. Ich schaute auf Mingo, doch er stand kaltblütig und seine ruhige Haltung flößte mir Vertrauen ein.

Jetzt hatten wir die Brecher erreicht. Tapfer begegnete ihnen unser Schiffchen. Als die erste See anrollte und der

scharfe Bug sich in sie hineingrub, hatte ich die Empfindung, als würde mir der Boden unter den Füßen fortgezogen und mein Atem stockte, aber schnell und keck hob der kleine „Cherub" sein Vorderteil wieder über die Welle und diese sandte nur den dampfenden Gischt ihres zischend überrollenden Kammes über das ganze Schiff, freilich in solchen Massen, daß niemand von uns einen trockenen Faden am Körper behielt.

Bald danach kam die zweite, aber sie sah schlimmer aus. Brüllend und mit fast senkrechter Innenwand wälzte sie sich heran. „Haltet euch fest!" rief Westhold der Mannschaft zu und jeder von uns klammerte sich an irgend einen Gegenstand.

Die drohende Masse stieß gegen das Schiff. Vergebens suchte sich dieses zu heben und darüber fort zu gleiten — es gelang nicht. Die Wucht der Wassermauer war zu gewaltig; sie hemmte die Fahrt des Schuners; er erzitterte von dem furchtbaren Anprall in allen seinen Hölzern, so daß wir nicht anders glaubten, als auf den Grund gestoßen zu sein. Doch merkwürdigerweise brach die See nicht über, wie wir alle fürchteten, sondern rollte, uns unbegreiflich, plötzlich unter dem Schiffe fort und im nächsten Augenblicke glitten wir auf ihrem Rücken hinunter in glattes Wasser. Die Barre lag hinter uns und alle Gefahr war beseitigt.

Einige Stunden lang segelten wir den Nun hinauf,

ohne irgend etwas Lebendes zu entdecken, als hier und dort ein paar Wasservögel, die träumerisch am Ufer standen, oder einen Alligator, der seine lange Schnauze über die Wasserfläche hob, um uns einen Augenblick verwundert zu betrachten und dann wieder in sein trübes Element hinabzutauchen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Fluß war etwa zweitausend Schritte breit, trug aber überall denselben Charakter; niedrige, morastige, dicht mit Mangroven bestandene Ufer, in deren gleichmäßigem Dickicht wir vergebens nach einer Lichtung oder einer menschlichen Niederlassung spähten. Ebensowenig vermochten wir Spuren der „Paloma“ zu entdecken; sie mußte bedeutend höher stromaufwärts gegangen sein.

Je weiter wir segelten, desto schwächer wurde die von den Bäumen aufgefangene Seebrise. Oft füllte sie nur noch die oberen Segel, unsere Fahrt nahm ab und als wir nachmittags drei Uhr an die Stelle gelangten, wo die Quorra sich in ihre Mündungsflüsse spaltet, mußten wir vor Anker, weil es so still wurde, daß wir nicht mehr den Strom stoppen konnten. Für heute hatten wir unser

Tagewerk gethan, aber wir waren wenigstens an einem Punkte angelangt, wo wir der „Paloma“ den Weg verlegen konnten, selbst wenn sie versucht hätte, durch den Braßfluß zu entschlüpfen.

Wir hatten unweit des rechten Ufers hinter einer sich in den Strom hinausstreckenden Landspitze geankert, deren dichtes Baumwerk uns wie ein grüner Schirm verbarg und wo wir gleichzeitig im Schatten lagen. Unsere Boote wurden sämtlich ausgesetzt und bewaffnet, um für alle Fälle gerüstet zu liegen, sei es, um bei Windmangel den Schuner auf den Strom hinaus zu bugsieren, oder mit ihnen allein einen Angriff zu machen, wenn sich Gelegenheit bieten sollte.

Nach Mingos Angaben lag König Obus Dorf noch etwa drei Meilen stromaufwärts und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte die „Paloma“ dort geankert. Er schlug Westhold vor, mit dem Kanoe, das sich unter den, das Ufer begrenzenden Bäumen unbemerkt hinanschleichen konnte, eine Rekognoszierung vorzunehmen und sich Gewißheit zu verschaffen. Er wollte selbst gehen und bat nur um zwei Kruleute, um beim Rudern Ablösung zu haben.

Der Kommandant ging sofort auf den verständigen Vorschlag ein und die Abfahrt wurde auf Sonnenuntergang festgesetzt. Ich hegte das brennendste Verlangen, den Zug mitzumachen, aber es bedurfte langer Zeit, ehe sich Westhold bewegen ließ, seine Zustimmung zu geben, und nur des Doktors Zureden, der Westhold auf mein scharfes

Sehen bei Nacht aufmerksam machte, von dem ich allerdings schon verschiedene Proben abgelegt hatte, verdankte ich die endlich erteilte Erlaubnis.

Ich zitterte vor freudiger Aufregung, ein Abenteuer zu bestehen, obwohl ich mir nicht klar machte, daß es gar nicht unsere Aufgabe war, etwas zu thun, sondern daß wir nur auf die vorsichtigste Weise unsere Augen gebrauchen sollten. Trotzdem kam ich mir wie jemand vor, der auf Drachentöten auszog und meine jugendliche Phantasie malte mir gewaltige Heldenthaten vor, die ich ausführen würde. Ein Paar geladene Pistolen und ein Entersäbel, mit denen übrigens auch die Kruleute versehen wurden, trugen nicht wenig dazu bei, mich für unüberwindlich zu halten.

Bald nach Sonnenuntergang, als es dunkel geworden war, traten wir unsere Fahrt an. Das Kanoe schoß unter der kräftigen Führung Mingos dicht am Ufer, und mit Hülfe des dort vorhandenen Gegenstromes außerordentlich schnell, aber auch so lautlos vorwärts, als ob sich eine Schlange dahinwände, und ich konnte nicht genug die Geschicklichkeit der Neger bewundern, mit der sie das Ruder in das Wasser tauchten, ohne das leiseste Geräusch zu machen.

Alle halbe Stunde lösten sich die Ruderer ab, so daß das Boot in ununterbrochener Fahrt blieb und wir gegen zehn Uhr abends so weit in die Nähe von Obus Dorf gekommen waren, um noch größere Vorsicht anzuwenden,

als bisher. Hier streckte sich wieder eine mit dichtem Gebüsch bewachsene Landspitze in den Strom hinaus; an ihrer andern Seite, etwa tausend Schritt weiter stromaufwärts, sollte nach Mingos Angabe das Dorf liegen. Dieser hatte wieder die Führung des Bootes übernommen und ließ es ganz langsam längs des Ufers gleiten. Er allein saß aufrecht im Kanoe, wir andern hatten uns auf den Boden gesetzt und ich war ihm zunächst. Ich hatte den Blick auf den Strom gerichtet und mein Herz klopfte fast hörbar vor innerer Aufregung. Plötzlich ergriff ich unwillkürlich Mingos Arm und preßte ihn. Er hörte sofort auf mit Rudern und saß wie eine Bildsäule.

„Was ist?“ flüsterte er mir zu.

„Ich sehe einen dunkeln Gegenstand dort auf dem Flusse, es scheint ein Boot zu sein,“ erwiderte ich eben so leise und gab die Richtung mit der Hand an.

Eine unmerkliche Bewegung des Ruders brachte das Kanoe dicht an das hohe Uferschilf, fertig, um in demselben zu verschwinden, dann lauschten wir alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in die Nacht hinaus.

Ich glaubte Ruderschlag zu hören und nahm das Nachtfernrohr zur Hand. Mit ihm unterschied ich jetzt ganz deutlich ein Boot europäischer Bauart mit vier Riemen, das auf die Landspitze zukam und mithin in unserer unmittelbaren Nähe vorbei mußte. Ich teilte Mingo meine Wahrnehmung mit; die Antwort war ein unmerk-

licher Schlag des Ruders, und das Kanoe glitt mit leisem Rauschen in das Schilf, das sich hinter ihm wieder aufrichtete und uns jedem menschlichen Auge vollständig verbarg.

Das Boot blieb in seiner Richtung, aber die Leute hatten es offenbar nicht eilig; sie ruderten sehr bequem und unterhielten sich miteinander; ihre Stimmen schallten, lauter werdend, über das Wasser zu uns herüber. Kaum dreißig Schritt von uns, in der Nähe der Landspitze, hielten sie auf Kommando eines hinten im Boot sitzenden Mannes auf Riemen. Der Befehl dazu wurde in nachlässigem Tone in spanischer Sprache gegeben.

Wir hatten ein Boot der „Paloma“ vor uns und ich lockerte meine Pistolen, horchte gleichzeitig aber mit verhaltenem Atem auf das Gespräch. Die Kruleute rührten sich nicht und es war so totenstill um uns her, daß jedes Wort klar klang. Wenn ich auch nicht fertig spanisch sprach, konnte ich doch fast alles verstehen.

„Carajo!“ (spanischer Fluch) äußerte einer der Fremden, „es war auch die höchste Zeit zum Ausruhen. Seit drei Stunden sind wir unterwegs bis den halben Braßfluß hinunter und ich bin so müde wie ein Pferd.“

„Werden wir noch nicht an Bord zurückkehren, es muß ja Mitternacht sein?“ fragte ein zweiter mürrisch.

Ein plötzliches Blitzen in dem Boote ließ mich erschreckt zusammenfahren, aber nur für einen Augenblick. Einer der

Schiff die drei Barren des Braßstromes lebend passieren kann. Wir richten es so ein, daß wir gerade noch bei Tageslicht über die Barren kommen und am andern Morgen sind wir zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen in See. Die Engländer mögen dann vor dem Nun auf uns warten, bis sie schwarz werden. Aber selbst wenn einer von ihnen vor dem Braß liegen sollte, was kaum anzunehmen ist, so schadet das nichts. Wir segeln viel schneller, als die Brigg und mit dem Schuner allein und seinen paar Böllern werden wir schon fertig. Doch ich denke, jetzt habt ihr ausgeruht und wir können die letzte Tour machen. „Riemen bei, rudert an!" befahl er und das Boot ging stromabwärts, um bald im Dunkel der Nacht zu verschwinden.

So lange wir die Ruderschläge noch hören konnten, verharrten wir im tiefsten Schweigen; dann teilte ich in wenigen Worten das Vernommene mit.

Mingos breiter Mund verzog sich zu einem triumphierenden Lächeln und zeigte sein weißes Gebiß. „Sehr gut, sehr gut, Massa," flüsterte er, „wir morgen nacht fangen Boot und dann nehmen „Paloma".

„Das Boot fangen?" fragte ich zweifelnd, „aber wie das anstellen?"

„Oh! das sehr leicht, mit dies Kanoe und Nappa und Doppo," erwiderte er, auf die beiden Kruleute weisend, die zustimmend dazu nickten, als kennten sie schon genau die Absicht ihres Stammesgenossen. Auf ihrem Gesicht strahlte

eine wilde Freude; von niemand werden die Sklavenhändler tiefer gehaßt, als von den freiheitliebenden Kruleuten, die oft eher sich den Tod geben, als sich in die Knechtschaft verkaufen lassen.

Ich wollte Näheres über Mingos Plan erfahren, doch er machte mir ein Zeichen zu schweigen und lauschte aufmerksam stromabwärts. Sein scharfes Ohr hatte Ruderschläge vernommen. „Still!" flüsterte er, „sie kommen schon zurück," und wir hielten den Atem an.

Nach etwa zehn Minuten passierte das Boot wieder bei uns vorbei, jedoch nicht so nahe, daß ich weiteres vom Gespräche verstehen konnte, und war bald auf der andern Seite der Landzunge aus Seh- und Hörweite.

Für das Gelingen des Unternehmens vom „Cherub" war das, was wir erfahren, von außerordentlicher Wichtigkeit und ich nicht wenig stolz darauf, durch meine Kenntnis des Spanischen die Rekognoszierung so erfolgreich gemacht zu haben. Doch wie sehr es mich auch drängte, Westhold so bald wie möglich von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, vergaß ich nicht, daß meine Aufgabe noch nicht vollendet sei. Ich mußte mich über den Ankerplatz der „Paloma" und über diese selbst so gut wie möglich orientieren, um Westhold zu beweisen, daß ich das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen wußte.

Wir warteten noch eine volle halbe Stunde, dann verließen wir vorsichtig unser Versteck. Das Kanoe umschlich

unhörbar die Landspitze und glitt ganz nahe am Ufer stromaufwärts. Nach etwa zwanzig Minuten sahen wir sich eine dunkle Masse vom Wasser abheben — es war das gesuchte Schiff und Mingo hielt mit Rudern inne. Durch das Nachtfernrohr konnte ich es deutlich unterscheiden. Es lag nur einige hundert Schritte vom Ufer entfernt, die Kanonenpforten, deren ich vier an jeder Seite zählte, waren offen, und der Schuner mittels eines Springtaues auf der Ankerkette querstroms geholt, um einem etwaigen Bootangriffe von stromabwärts her mit einer vollen Breitseite begegnen zu können. An Bord war alles finster, nicht ein Licht brannte — aber ebensowenig hörte man irgend einen Laut auf dem Schiffe. Mingo führte das Kanoe im Schatten des Buschwerks näher heran, doch alles blieb totenstill; die Boote waren ausgesetzt und lagen hinter dem Schiffe befestigt. Es hatte den Anschein, daß man sich für vollständig gesichert hielt, und mit vielleicht der Ausnahme eines schläfrigen Postens, sich ungestörter Nachtruhe überlassen hatte.

Unser Zweck war erreicht; ohne alles zu gefährden, konnten wir nicht mehr in Erfahrung bringen. Ich wußte auch genug; jetzt kam es darauf an, Westhold so schnell wie möglich Nachricht zu bringen und ich winkte Mingo zur Umkehr.

Er nickte mir zu, und das Kanoe glitt in derselben Weise zurück, wie wir gekommen. Als jedoch von der „Paloma“ nichts mehr zu sehen war, verließen wir das

Ufer und schoren weit auf den Fluß hinaus, um dessen heftige Strömung zu Hülfe zu nehmen. Jetzt ergriff auch ein zweiter Krumann ein Ruder und das leichte, messerscharfe Fahrzeug flog förmlich dahin. Wir hatten über vier Stunden gebraucht, um aufwärts bis an die letzte Landspitze zu gelangen — zurück bedurften wir noch nicht der halben Zeit. Vor der Landspitze, hinter welcher der „Cherub" verborgen lag, lenkte Mingo landwärts und gegen zwei Uhr morgens waren wir wieder an Bord.

Westhold hatte seit unserer Abfahrt nicht das Deck verlassen und empfing uns in großer Aufregung.

„Gott sei Dank," rief er aus, indem er mir erfreut die Hand drückte, „daß Sie wieder zurück sind. Sie blieben so lange aus, daß ich seit einigen Stunden mir und auch dem Doktor die größten Vorwürfe machte, Sie fortgelassen zu haben. Wenn ich auch zu den Kruleuten das größte Vertrauen hatte, so sind Sie noch so jung und mit den afrikanischen Verhältnissen so wenig vertraut, daß von . ." Er zögerte, den Satz zu vollenden, und um so froher war ich, daß ich das Bewußtsein hatte, den daraus klingenden, leisen Vorwurf durch meinen Bericht glänzend widerlegen zu können.

„Trotzdem hoffe ich, werden Sie mit mir zufrieden sein, wenn Sie den Erfolg unserer Rekognoszierung erfahren," erwiderte ich nicht ohne Stolz, „und es scheint ein besonderer Glücksfall zu sein, daß Sie gerade mir die Er-

laubnis gaben, Mingo zu begleiten, weil ich, so viel ich weiß, der einzige an Bord bin, der Spanisch versteht."

Er sah mich einige Augenblicke erstaunt an. „Was," rief er dann aus, „haben Sie den Fremden gesehen?"

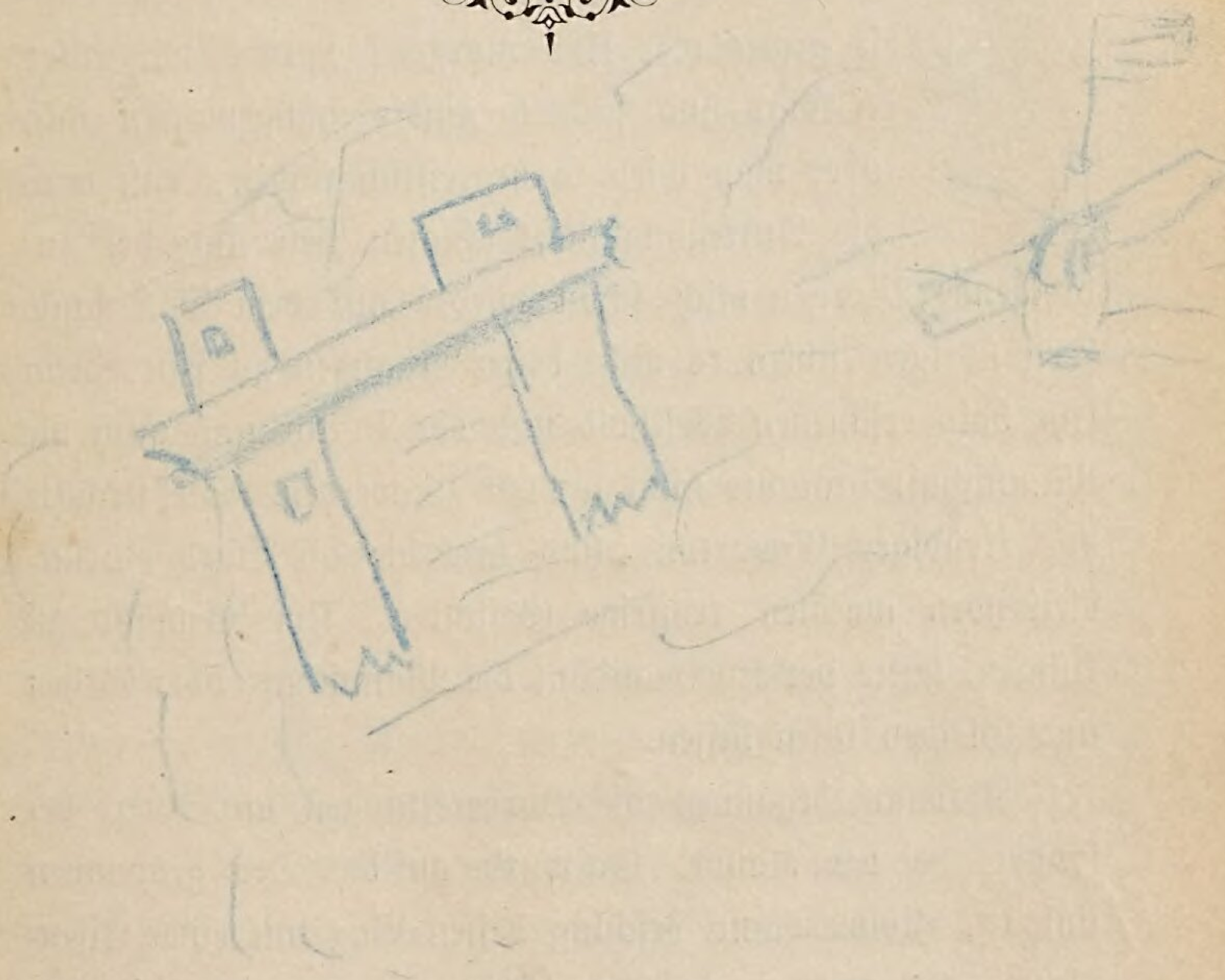
„Nicht allein gesehen," entgegnete ich, „sondern auch einige seiner Leute gehört und wir wissen jetzt ganz genau, mit wem wir zu thun haben. Es ist wirklich die „Paloma" und derselbe Schuft, den wir suchen. Er hat damals nachts auf die „Aurora" gefeuert, ein Schiff nach der Beraubung angebohrt und vorgestern das zweite verbrannt." Und nun erzählte ich ihm in fliegenden Worten unsere Erlebnisse, die er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörte.

„Werden Sie mir nun noch böse sein," fragte der Doktor schelmisch als ich geendet, „daß ich Ihnen den Rat gab, unsern jungen Freund mitzuschicken?"

Westhold reichte ihm die Hand und erwiderte freundlich: „Ich sollte allerdings in den beiden Jahren unseres Zusammenseins gelernt haben, daß Ihr Rat nur gut ist und verspreche Ihnen, für die Zukunft stets daran zu denken; doch nun denken Sie auch Ihrer Pflicht als Messevorstand, daß unser Gast nach solcher Tour Speise und Trank bedarf, und sorgen Sie ebenso für die braven Kruleute. Nachher wollen wir Kriegsrat halten, was zu thun ist, und dann noch einige Stunden schlafen, denn morgen nacht wird es wohl nicht viel davon geben."

Der Doktor ließ das Beste auftragen, was er an Essen und Trinken besaß. Sehr bald war ich restauriert, und unter Heranziehung des ebenso energischen wie verständigen Mingo überlegten wir, nachdem wir alle einschlägigen Verhältnisse auf das reiflichste erwogen, die geeigneten Mittel, um unsern Zweck schnell und mit möglichst geringem Verlust unsrerseits zu erreichen. Das Resultat dieser Beratung, das Westhold mit seinem scharfen Verstande in wenigen Worten summierte, und der Angriffsplan war folgender: Es sollte nicht mit dem „Cherub", sondern nur mit den Booten agiert werden und zwar in der nächstfolgenden Nacht. Westhold wollte selbst das Kommando der aus drei Booten und dem Kanoe bestehenden Expedition übernehmen, und der Schuner sollte unter Befehl des Kadetten mit acht Mann, die ihn im Notfalle manövrieren konnten, an seiner jetzigen Stelle liegen bleiben. Die übrigen achtundzwanzig Mann wurden auf die Boote verteilt und zwar zehn auf die mit einem Bootsgeschütz armierte Pinasse, sieben Mann in jedem Kutter und Mingo mit drei Kruleuten im Kanoe. Das vierte, kleinere Boot, die Jolle, blieb beim „Cherub" zurück. Dem Kanoe wurde auf Mingos Vorschlag eine hervorragende Rolle zugeteilt; es sollte das Boot der „Paloma" oder wenigstens einige von seiner Mannschaft „fangen" und zu diesem Zwecke der Flotille vorausgehen. Nach dem Gelingen dieses Hand=

streiches sollte Mingo den übrigen Booten ein Signal machen und Westhold hoffte dann mit allen Fahrzeugen sich unbemerkt unter dem Schutze des Ufers so nahe an die „Paloma“ machen zu können, um diese unversehens zu überfallen und zu nehmen.



Sechzehntes Kapitel.

Erst gegen vier Uhr morgens hatten wir alles erledigt und suchten unsere Hängematten auf, aber man wird es begreiflich finden, daß mich die Aufregung nicht schlafen ließ und der anbrechende Morgen mich schon wieder auf dem Deck fand. Den übrigen schien es nicht besser ergangen zu sein, denn sehr bald erschienen Westhold und der Doktor und auch die Mannschaft brauchte nicht geweckt zu werden. Sie strahlte vor freudiger Erwartung und nur die an Bord Zurückbleibenden machten traurige Gesichter. Um niemand zu kränken, hatte der Kommandant die Mannschaft über Gehen und Bleiben losen lassen.

Alsdann begannen die Vorbereitungen und zwar besonders bei dem Kanoe. Es wurde auf das Deck genommen und der Zimmermann beschlug dessen Bug mit einer Eisenplatte, die vorn in gerader Linie auf und nieder in der

Schärfe einer Beilschneide endete, während die Kruleute eins der an Bord befindlichen Fischernetze in einer eigentümlichen Weise veränderten.

Die übrigen Leute brachten ihre Boote in Ordnung und mit größter Sorgsamkeit wurden von Westhold alle möglichen Eventualitäten bedacht, um Lecke und Kugellöcher sofort wirksam zu schließen, die Fahrzeuge vor dem Sinken zu bewahren, auch wenn sie voll Wasser liefen, etwaigen Verlust an Riemen durch Reserve zu decken, die Munition trocken zu halten u. s. w., so daß man mit Recht sagen konnte, es sei auch nicht die kleinste Einzelheit vernachlässigt worden, die möglicherweise zur Sicherung eines guten Erfolges beitragen konnte.

Gegen Mittag war das Kanoe fertig und mit zwei Mann besetzt etwa fünfzig Schritte seitwärts vom „Cherub“, als Wachboot auf den Strom gelegt. Von dort konnte es mit Hülfe eines Fernrohrs den ganzen Fluß aufwärts bis fast zur letzten Landspitze übersehen und etwaige Annäherung eines Palomafahrzeuges auf mehr als eine Meile rechtzeitig entdecken.

Als bis gegen vier Uhr nichts Verdächtiges bemerkt wurde, setzten sich die vier Boote, das Kanoe voran, in Linie in Bewegung und zwar so nahe dem Ufer, daß die Riemen nur eben davon freigingen und die überhängenden Zweige der Bäume sie auf jede weitere Entfernung verdeckten. Die Riemen waren mit in Fett getauchtem Werg umwickelt,

und wurden dabei vorsichtig gehandhabt, so daß man sie beim Rudern fast nicht hörte. Das Bootsgeschütz war mit Kartätschen geladen, alle übrigen Waffen zum sofortigen Gebrauche bereit.

Gegen Sonnenuntergang befand man sich etwa noch eine Viertelmeile von der letzten Landspitze entfernt. Das Ufer bildete hier eine kleine Einbuchtung und Westhold machte in ihr mit der Flotille Halt, um die Leute ruhen zu lassen und sie zugleich durch eine kräftige Mahlzeit für den bevorstehenden Kampf zu stärken. Der Überfall war, wenn alles so ging, wie wir hofften, auf elf Uhr festgesetzt.

Das Kanoe fuhr mit Anbruch der Dunkelheit allein stromaufwärts. Nach einer halben Stunde war es bei der Landspitze angelangt und legte sich an derselben Stelle in das Uferschilf, wo es sich die Nacht zuvor versteckt gehalten hatte.

Wie gestern herrschte vollständige Windstille; auch jenes vielfache und bei aller seiner Verschiedenheit doch zu einem einzigen wunderbaren Summen ausklingende Geräusch von Millionen Tierstimmen, die bei Sonnen-Auf- und Untergang den Urwald erfüllen, war völlig verstummt und lautlose Ruhe herrschte ringsumher.

Gegen acht Uhr tönten Ruderschläge an Mingos lauschendes Ohr und bald erschien das Kreuzerboot der „Paloma“, um sich in kaum hundert Schritt Entfernung auf dem Strome vor Anker zu legen. Die Leute unter-

hielten sich und steckten sich Cigarren an. Nach einer Stunde wurde das Gespräch jedoch einsilbiger, um schließlich ganz zu verstummen. Mingo beobachtete von seinem Versteck aus mit dem Nachtfernrohr, daß vier der Leute sich zum Schlafe niedergelegt. Der fünfte hielt Wache, aber nach einer weiteren halben Stunde sank auch sein Kopf vornüber.

Mingo wartete noch etwa zehn Minuten, dann gab er den Seinen einen Wink. Drei von ihnen ergriffen die Ruder, er selbst das Netz, und das Kanoe löste sich leise vom Schilfe ab, um abermals einige Minuten in freiem Wasser liegen zu bleiben. Im Boote der „Paloma" rührte sich nichts, aber man hörte jetzt deutlich das Schnarchen der Schläfer.

Wieder winkte Mingo; alle drei Ruder tauchten gleichzeitig in das Wasser und sehr bald flog das Kanoe pfeilschnell quer auf das Boot los, das ihm seine Breitseite zeigte. Nur wenige Sekunden genügten, um die kurze Entfernung zu durchmessen; dann erfolgte ein Krachen und Mingos Netz schwirrte im selben Augenblicke durch die Luft. Unmittelbar warfen die Kruleute ihre Ruder herum. Das Kanoe fuhr schnell rückwärts; ein dumpfer Fall ins Wasser erfolgte, einige halberstickte Schreie wurden vernommen und dann war alles still.

Das Kanoe hatte mit seinem eisenbeschlagenen Bug in dessen ganzer Höhe das Palomaboot durchschnitten und

dieses war fast augenblicklich mit den vier darin liegenden Leuten gesunken. Dem fünften hatte Mingo das Netz über den Körper geworfen und ihn in das Wasser gerissen. Er schleppte wehrlos hinter dem Kanoe, wurde jedoch sofort, wenn auch besinnungslos, in das Fahrzeug geholt, auch an den Füßen geknebelt und auf den Boden des Bootes gelegt. Dann wartete Mingo noch fünf Minuten, ob einer von den Gesunkenen wieder auftauchen sollte, es kam jedoch niemand mehr zum Vorschein.

Die kühne That war gelungen und Mingo hatte seinen versprochenen Fang gemacht. Er ließ hinter die Landspitze rudern, um nicht jenseits gesehen zu werden und zeigte dann nach rückwärts zweimal eine Laterne, das verabredete Signal, daß alles nach Wunsch gegangen. Dann leuchtete er dem Gefangenen ins Gesicht und als er dessen Augen in unsagbarem Schrecken auf sich gerichtet sah, setzte er ihm, da er kein Spanisch verstand, die kalte Mündung einer Pistole auf die Stirn, während er zugleich einen Finger der anderen Hand auf seinen Mund legte.

Diese Sprache war zu deutlich, um von dem Seeräuber — es war einer der tags zuvor gesehenen Mulatten — mißverstanden zu werden, und er verhielt sich in seinem Netze, das sich eng um seinen Körper schnürte, auch ganz ruhig.

Als wir in unsern Booten das zweimalige Schwenken der Laterne wahrnahmen, hätten wir vor Freude bald ein

lautes Hurra! erschallen lassen und Madimo, der sich in der Pinasse mit uns befand, mußte von Westhold energisch in eine Ecke gedrückt werden, da er sich anschickte, ebenso im Boote zu tanzen und Ohi! zu rufen, wie an jenem Tage, als er mir in Sierra Leone von seinem Bruder „Mingo, großer Admiral“ erzählte.

Wir setzten uns sofort mit den Booten in Marsch und trafen nach einer halben Stunde mit dem Kanoe zusammen, das uns entgegengerudert war. Die Uhr war noch nicht zehn und wir warteten deshalb noch eine Stunde hinter der Landspitze, da Westhold mit Recht hoffte, daß erst dann auf festeren Schlaf der Piraten zu rechnen sei.

Die Gefangennahme des Mulatten erwies sich als höchst wichtig für uns. Nach den von mir gehörten Äußerungen der Paloma-Leute hatten wir es in dem Kapitän mit einem desperaten Menschen zu thun, der nicht zögern würde, sich mit uns in die Luft zu sprengen, wenn er sich der Gefangennahme und damit dem sichern Tode am Galgen gegenüber sah. Wir mußten deshalb suchen, ihn vorher unschädlich zu machen und dazu sollte der Mulatte über die Einrichtung des Schiffes und andere Einzelheiten verhört werden.

Das Kanoe wurde längseit der Pinasse geholt, und Westhold begann durch meine Vermittelung den Piraten auszufragen. Um den Elenden indes darauf aufmerksam zu machen, daß man durchaus nicht geneigt sei, zart mit

ihm umzugehen, ließ Westhold ihm durch Mingo einen Knüttel durch das Tau stecken, mit dem die Füße gefesselt waren und leicht andrehen. Der Krumann schien das „leicht“ jedoch nicht recht verstanden zu haben, denn erst als der Mulatte vor Schmerz dumpf aufstöhnte, drehte er den Knüttel etwas zurück.

Dann wurde dem Verbrecher die Alternative gestellt, entweder die Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten und mit dem Leben davon zu kommen, oder durch das Drehen mit dem Knüttel dazu angehalten und danach gehängt zu werden. Der Feigling zitterte am ganzen Körper und wir entnahmen daraus, daß er bereit sei, die Wahrheit zu sagen. Nach seinen Angaben bestand die Besatzung aus vierundzwanzig Mann; der Kapitän schlief in einem Häuschen oben auf dem Hinterdeck, die Leute vorn teils unter, teils wegen der Hitze auf Deck in Hängematten unter dem Sonnensegel; der Steuermann war mit dem Boote ertrunken. Die Pulverkammer befand sich hinten im untersten Schiffsraum und der Kapitän führte den Schlüssel stets bei sich. Ein Mann befand sich auf Wache.

Diese Auskunft diente als Unterlage für den Plan des Überfalles, der um so eher Gelingen versprach, da wir der um fünf Mann schwächer gewordenen Paloma-Mannschaft jetzt bedeutend überlegen waren und sie größtenteils schlafend zu überraschen hofften.

Als die Zeit herangekommen war, setzten sich die Boote

vorsichtig in Bewegung. Das Kanoe führte, bis man den Rumpf der „Paloma" unterscheiden konnte. Da erst stieß es quer ab und ließ sich treiben, bis es sich recht hinter dem Schiffe befand, während die Boote unbemerkt soweit ruderten, daß sie recht vor der „Paloma" waren, um nicht durch die Geschütze getroffen werden zu können.

Bis dahin ging alles gut. Die Boote waren nicht bemerkt und als sie sich jetzt schnell näherten, mochte der nichtsahnende Posten sie im ersten Augenblicke wohl für das eigene rückkehrende gehalten haben, denn er rief erst an, als sie sich nur noch fünfzig Schritte vom Schiffe befanden. Von uns wurde nicht geantwortet, aber ohne Befehl legten sich unsere Leute mit äußerster Kraft hinter die Riemen. Jetzt machte der Posten Lärm, wir hörten ihn schreien „los Ingleses, los Ingleses" und sahen die Piraten vorn aus den Hängematten springen.

Nach wenigen Sekunden waren wir aber auch schon längseit, die Pinasse am Backbord, der eine Kutter an Steuerbord und der zweite vorn am Bug. Das Erklettern des niedrigen Schiffes, das in trügerischer Sicherheit keine Enternetze gespannt hatte, machte keine Schwierigkeiten; mit lautem „Hurra" sprangen wir fast gleichzeitig von allen Seiten auf das Vorderdeck. Dort traten uns etwa zehn Mann entgegen, auf die unsere enragierten Kerle aber mit solcher Wut einhieben, daß dieselben in wenigen Minuten niedergestreckt lagen und es nur zweien oder dreien gelang,

sich durch einen Sprung über Bord in das Wasser zu retten. Die zweite Hälfte, welche unter Deck schlief, und noch nicht heraufgekommen war, wurde dadurch unschädlich gemacht, daß unsere Leute die Luke schlossen.

Westhold, der Doktor und ich wandten uns sofort nach dem Überspringen zum Hinterdeck, fanden aber nichts mehr zu thun. Das Kanoe war gänzlich unbemerkt von hinten aufgekommen und hatte die „Paloma“ in dem Augenblicke erreicht, als der Posten Lärm machte und nur die von vorn drohende Gefahr im Auge hatte.

Geräuschlos waren die Kruleute über das Heck geentert, und als der wachgewordene Kapitän mit dem Säbel in der Faust aus dem Deckhaus trat, um ebenfalls nach vorn zu eilen, hatte sich Mingo wie eine Tigerkatze von hinten auf ihn geworfen, ihn zu Boden gerissen und war mit seinen Kameraden eben dabei, ihn zu knebeln, obwohl sich derselbe wie rasend gebärdete.

„Mich ihn haben!“ rief Mingo uns triumphierend entgegen, „nun Kapitän Goodall ihn hängen, wie er möchten.“ Die „Paloma“ war in unsern Händen. Dank Westholds Umsicht und Mingos Gewandtheit und Kühnheit hatten wir keinerlei Verlust erlitten, ja nicht einer von uns war verwundet. Von den Piraten lagen acht tot und zeigten gräßliche Säbelwunden; unsere Leute hatten keinen Pardon gegeben. Acht andere ergaben sich auf unsere Drohung, auf sie zu feuern, wenn sie nicht auf Deck kämen. Sie wurden



mit den vorgefundenen Sklavenfesseln so fest gemacht, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war, ebenso der Kapitän und der Mulatte, dem Mingo dafür das Netz abnahm.

Drei Mann waren mithin entkommen; was aus ihnen geworden, blieb uns unbekannt. Gegen Mitternacht war unser Werk gethan; in dem Bewußtsein, daß es ein gutes gewesen, fanden wir hohe Befriedigung. Nachdem alle Sicherheitsmaßregeln getroffen und die notwendigen Posten ausgestellt waren, überließen wir uns der wohlverdienten Ruhe; die Natur forderte ihr Recht und bald umfing uns tiefer Schlaf, aus dem mich Westhold erst mit Sonnenaufgang weckte.

Unser Auftrag war indessen noch nicht voll ausgeführt. Wir mußten noch König Obu eine Züchtigung angedeihen lassen, die ihm den Sklavenhandel auf lange Zeit verleidete. Der Kampf in der Nacht hatte sich ziemlich geräuschlos vollzogen und jedenfalls war er im Dorfe, das einige hundert Schritte landeinwärts lag, nicht bemerkt worden. Ebenso mußten entweder die drei entkommenen Piraten im Flusse ertrunken sein, oder sich in die Wälder geworfen haben, denn im Dorfe hatten sie sich nicht gezeigt und Obu war ungewarnt geblieben.

Er war deshalb nicht wenig erstaunt, als er bald nachher statt von seinen Freunden, den Spaniern, von Engländern Besuch empfing und sie ihm dessen Zweck erklärten. Er wurde höflichst eingeladen, mit zehn seiner

vornehmsten Unterthanen sofort an Bord der „Paloma“ zu kommen, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen wolle und Mingo, der als Dolmetscher fungierte, schien ihm die letzteren so überzeugend zu schildern, daß er es vorzog, wie er ging und stand, ohne Frack und Säbel und nur im Hüftentuch, freiwillig an Bord zu gehen.

Westhold ließ darauf den Sklavenstall öffnen, in dem etwa drei- bis vierhundert Schwarze eingepfercht waren, verkündete ihnen die Freiheit und gab ihnen zugleich die Erlaubnis, sich an Obus und seiner Unterthanen Eigentum schadlos zu halten. Ebenso stellte er ihnen anheim, mit Hülfe von Obus Kanoes ihre Heimat aufzusuchen. Es bedarf kaum der Erwähnung, mit welchem Freudentaumel die unglücklichen Schwarzen diesen plötzlichen Wechsel ihres Loses begrüßten.

Sie stürzten in die Häuser ihrer Feinde, plünderten sie bis auf den Grund, während Obus Leute angstvoll in die Wälder flohen, packten die gemachte Beute in die Kanoes und ruderten dann stromaufwärts. Sie kamen nahe an der „Paloma“ vorbei, zu der wir inzwischen sämtlich zurückgekehrt waren, um die Neger die Sache unter sich ausmachen zu lassen, und Obu mußte mit ansehen, wie seine sauer erworbenen Schätze ihm auf Nimmerwiedersehen lebewohl sagten, während gleichzeitig das ganze Dorf in Flammen aufging. Als das letzte Kanoe der befreiten Schwarzen vorbeigerudert war, ließ Westhold den König

mit seinen Begleitern an Land setzen und deutete ihnen an, daß der Strick ihr Los sein würde, wenn sie zum zweitenmal beim Sklavenhandel betroffen würden. Ich glaube jedoch, daß die empfangene heilsame Lehre sie von einer Wiederholung abgehalten hat.

Siebzehntes Kapitel.

Es war nun noch eine ähnliche Abrechnung mit Battuplam zu halten, für den sich namentlich Mingo interessierte. Das Dorf lag noch weitere vier Meilen aufwärts und da es sowohl an günstigem Winde fehlte, um gegen die starke Strömung zu segeln, als auch nicht die Gewißheit vorlag, daß für die Schiffe Wassertiefe genug vorhanden war, wurde eine zweite Bootsexpedition dahin für den nächsten Tag festgesetzt. Inzwischen ergab eine Untersuchung der „Paloma", daß dieselbe eine äußerst wertvolle Prise war. In der Kajüte fand sich eine ganz beträchtliche Menge von barem Gelde und Goldstaub, so daß die Prisenanteile unerwartet hoch auszufallen versprachen, was natürlich der Sache für alle Beteiligten und für Mingo nicht am wenigsten, einen erhöhten Reiz verlieh.

Mit Zurücklassung einer starken Wache an Bord gingen

wir mit drei Booten am nächsten Morgen früh stromaufwärts. Da es sich nur um einen Strafvollzug handelte und unsern Feuerwaffen gegenüber keinerlei Gefahr vorhanden war, blieb Westhold im Gefühl seiner größeren Verantwortung auf der „Paloma“ zurück und übertrug den Befehl über die Boote dem Doktor, dem ich mich anschloß. Wenn irgend möglich sollten wir am selben Abend zurück sein.

Da wir noch vor Sonnenaufgang abfuhren, blieb uns Zeit genug, ohne Überanstrengung der Leute unsern Zweck zu erreichen und sie konnten bequem rudern, ich selbst aber, nachdem der außerordentlichen Aufregung der letzten Tage eine verhältnismäßige, geistige Ruhe gefolgt war, mich mit Muße und Bewunderung dem Anschauen der mich umgebenden Natur überlassen, für die ich bis jetzt wenig Auge und Sinn gehabt. An dem Doktor besaß ich die geeignetste Persönlichkeit, um mich zu orientieren, auf meine unaufhörlichen Fragen befriedigende und eingehende Antworten zu erhalten, und im steten Gedankenaustausch mit einem hochgebildeten und mit den afrikanischen Verhältnissen vertrauten Naturfreunde einen der interessantesten Tage zu verbringen, den ich je erlebt habe und der mir nie aus dem Gedächtnis schwinden wird.

Bisweilen erschien es mir immer noch wie ein Traum, mich jetzt wirklich in dem geheimnisvollen Erdteile zu befinden, der von jeher auf Europäer so lockenden Reiz geübt, und den näher kennen zu lernen, bis dahin doch so wenigen

vergönnt war. Und nun war ich mitten in ihm, zog auf einem seiner gewaltigsten Ströme dahin, unter den angenehmsten Verhältnissen, ohne Mühe und Anstrengung, im Vollbesitze geistiger und körperlicher Kraft und durfte die Wunder mit eigenen Augen schauen, die eine gewaltige, schöpferische Kraft in einer Fülle, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit aufgebaut, wie sie selbst meine jugendliche Phantasie mir nie hatte vor die Seele zaubern können.

Da lag er vor mir, der Urwald, in imponierender Majestät mit seinen himmelanragenden Bäumen, unter deren, weit über den Fluß reichenden, mächtigen Zweigen wir wie unter einem schützenden Dache dahin fuhren, das kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte. Von einer solchen Üppigkeit des Wachstums, von solchen Riesenstämmen, deren Äste selbst die stärksten Bäume unserer Heimat an Dicke weit hinter sich lassen, von der unendlichen Verschiedenheit der Formen und Farben, der seltsamen Gestaltung dieser tropischen Pflanzenwelt hatte ich mir keinen Begriff machen können, und ich kam nicht aus dem Staunen und der Bewunderung heraus über das ebenso schöne wie erhabene Schauspiel, das sich meinen Augen bot und bei jedem Fortschreiten des Bootes eine neue, wechselnde Scenerie bot.

Hier traten mächtige Waldungen von Öl-Palmen bis unmittelbar an das Ufer, zwischen deren luftigen Stämmen der Blick etwas tiefer in das Dunkel des Waldes zu dringen vermochte, dann wieder erschienen riesenhafte Laubbäume,

von denen man jedoch nur die dichten, breiten Kronen sah. Unzählige Schlinggewächse rankten sich zu ihnen hinauf, um einen eng verwobenen, grünen Schleier zu bilden.

Einige von ihnen waren gänzlich von solchen Schling-Pflanzen eingehüllt, so daß man weder Zweig noch Laub sah. „Baummörder“ nennt man diese Lianenart; selbst nach Licht und Luft in die Höhe strebend, um Leben und Wachstum aus ihnen zu schöpfen, ersticken sie die Giganten, die ihren schwachen Kräften Halt gewähren, in ihrer tödlichen Umarmung, um sich ein kurzes Leben in der Höhe zu bereiten, dann mit den gemordeten Bäumen niederzustürzen, an andern wieder emporzuklimmen und ihnen dasselbe Schicksal zu bereiten, während junge Schößlinge an der leeren Stätte aus dem Boden sprießen und die Lücken ausfüllen. „Das Alte stürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen“ — wie für die ganze Schöpfung, so gilt dies Wort auch für den Urwald.

Aber nicht nur die langsam tötende Umarmung der Schlinggewächse fällt einzelne dieser Riesenbäume — ihnen droht ein ganz anderer, gewaltigerer Feind, der in wenigen Minuten viele Tausende und Hunderttausende von ihnen mit seinem Hauche zu Boden reißt und mit seinen ehernen Tritten zermalmt.

Es ist der Tornado, der sich einen Weg durch sie bahnt und mit rasender Wut alles vernichtet, was ihm entgegentritt. Wir passierten eine Strecke, auf der ein

solcher Wirbelsturm meilenweit in gerader Linie eine Lichtung geschaffen, als sei es kunstvoll durch Menschenhand geschehen. Nach dem Aussehen der gebrochenen Stämme, die sämtlich nach derselben Richtung gestreckt lagen, konnten seitdem nur wenige Monate verflossen sein. Sie wiesen mit den Kronen nach Nordwesten — vielleicht hatte derselbe Tornado sie vernichtet, der unsere „Malwina" erreichte und mein Geschick so seltsam wandelte — aber bereits war dichtes Unterholz wieder zwischen ihnen emporgesproßt und in wenigen Jahren werden die Spuren des schrecklichen Naturereignisses verwischt sein.

Wir hatten keine Zeit, in den Urwald selbst einzudringen, wo man sich nur mit Beil und Messer mühsam einen Weg zu öffnen vermag, aber man darf das auch nicht thun, wenn man den überwältigenden Eindruck, den seine äußere Erscheinung auf den Beschauer macht, nicht ganz bedeutend beeinträchtigen will. Unheimliches Dunkel, das nie ein Sonnenstrahl erhellt, feuchter Boden, in dem der Fuß versinkt, widriger Modergeruch, dichte Scharen von Muskitos, die jeder Schritt aufscheucht, Ameisen und hundertfaches, den Menschen lästig und gefährlich werdendes Gewürm und Getier — das sind die Kehrseiten des Urwaldes, und wir waren deshalb völlig befriedigt, vom Flusse aus nur uns seiner Schönheiten erfreuen zu dürfen.

Gegen neun Uhr morgens, nach fast vierstündigem Rudern, lag Battuplams Dorf noch etwa eine halbe Meile

entfernt, aber die Hitze hatte auch so zugenommen, daß unsere Leute vollständig in Schweiß gebadet waren und dringend einer Ruhepause bedurften. Eine bequeme Landungsstelle, wo der Wald eine Strecke weit zurücktrat, bot Gelegenheit, und da auch der Appetit rege geworden war, wurde beschlossen, abzukochen. Trocknes Holz lag in Fülle umher und bald brodelten die mitgenommenen Speisen in den Feldkesseln, während die Leute in dem hohen Grase umherlagen, der Doktor und ich unter einem schattigen Baume Platz genommen hatten und mit dem Rauch unserer Cigarren die Muskitos fernhielten.

Als wir bei Tagesanbruch fortruderten, widerhallte der Urwald von einem fast betäubenden Lärmen der mit dem jungen Tage zu neuem Leben erwachenden, unzähligen Tiere, die ihn bevölkern. Namentlich zeichneten sich die grauen Papageien darin aus, die in Scharen von Hunderten und Tausenden durcheinander schnatterten und schrieen, daß uns ordentlich der Kopf schmerzte, während der ebenso unmelodische Gesang der Ochsenfrösche sie in regelmäßigen Zwischenräumen begleitete, das Zwitschern, Pfeifen und Schreien anderer Vögel und das Summen, Zirpen, Schwirren von Millionen Insekten sich zu einem einzigen unbeschreiblichen Geräusche verdichtete, das uns unaufhörlich in den Ohren klang.

Jetzt war das alles verstummt und der Wald lag in tiefem Schweigen, um erst zum Abend, wenn die Glut der

Sonne nachließ, sich wieder zu beleben. Nur die Muskitos sangen ihr Lied, das die Menschen, namentlich nachts, zur Verzweiflung bringen kann; einzelne Grillen zirpten, hier und dort flatterte ein Schmetterling über den Blumenkelchen oder ein buntgefiederter Vogel schlüpfte lautlos durch die Zweige. Ebenso schweigsam flossen die Wasser der Quorra dahin, auf deren ungetrübter Fläche die Sonnenstrahlen blitzten.

Das flache Ufer, an dem wir gelandet, war einige fünfzig Schritt breit und wir hatten an dem einen Ende desselben im Schatten unser Lager aufgeschlagen, während die andere Seite in der vollen Sonnenglut lag. Unsere Mahlzeit war bereits eingenommen, wir dachten daran, bald wieder unsern Weg fortzusetzen, und waren bereits in die Boote gestiegen, als das plötzliche „Husch!“ eines der Kruleute unsere Unterhaltung unterbrach und er stromabwärts zeigte. Wir folgten der Richtung und sahen den langen Kopf eines Alligators über das Wasser ragen, der auf kaum dreißig Schritt Entfernung von uns gegen das Ufer schwamm. Mich faßte das Jagdfieber und ich griff nach Westholds Büchse, die er mir mitgegeben, doch des Doktors Hand legte sich auf meinen Arm.

„Nicht schießen,“ flüsterte er, „der Knall könnte in Battuplams Dorfe gehört werden und unser Spiel verderben. Außerdem geht die Kugel nicht durch, aber lassen Sie nur die Kruleute, die werden ihn schon fassen. Sehen Sie nur, wie sie bereits sich darauf freuen.“

In Nappas und Doppos Augen blitzte ein wildes Feuer, während sie den Bewegungen des Alligators aufmerksam folgten und auch Mingo wurde unruhig. Das mächtige Tier hatte das Ufer erreicht; es schien sich um uns nicht im geringsten zu kümmern und schleppte seinen ungeschlachten Körper auf das Land, um sich langsam in gerader Linie weiter zu bewegen. Die Kruleute hatten unterdessen jeder eine Enterpike ergriffen und saßen lauernd im Boot.

Plötzlich sprangen alle drei zugleich an Land; einer von ihnen lief im Bogen, bis er sich auf wenige Schritte vor dem Alligator befand; Mingo mit dem andern eilte längs des Ufers hinter ihn. Das Tier hielt in seinem Marsch inne und schaute mit den kleinen, grimmen Augen auf den Angreifer vorn, der mit seiner Lanze herumfuchtelte und es zu reizen suchte. Der Rachen war etwas geöffnet und ich sah das schreckliche Gebiß; mir wurde ganz unheimlich und ich erwartete jeden Augenblick, daß der Alligator vorschießen und den Neger verschlingen würde.

Da hob Mingo die Lanze senkrecht, stieß sie mit herkulischer Kraft durch die Schwanzspitze des Tiers und tief in den Fußboden. Der Alligator war festgenagelt und da er bekanntlich wegen seines steifen Rückgrates sich nur mit dem ganzen Körper wenden kann, so begann er bald nach dieser, bald nach jener Seite sich im Kreise um die Lanze zu drehen. Er zerrte mit aller Gewalt daran, doch vergebens,

Mingo hielt fest, wie sehr sich auch der zähe Eschenstiel bog, und eine zweite durchgestoßene Enterpike vereitelte vollständig den Versuch, sich loszureißen.

Der vordere Krumann ging nun zum wirklichen Angriff über. Unbekümmert um den jetzt weitgeöffneten Rachen, dem grunzende und zischende Schmerz- und Wuttöne entquollen, trat er ganz nahe vor denselben und ein wohlgezielter Stoß fuhr in das eine Auge; ein zweiter vernichtete ebenso sicher das andere. Immer wütender und gewaltsamer zischte und zerrte das Ungeheuer, da flog ihm die Lanze tief in den Rachen, ein Blutstrom spritzte hervor, aber der Alligator schnappte zu und der Lanzenstiel zersplitterte wie Glas zwischen dem furchtbaren Gebiß.

Madimo, der wie wir übrigen, mit stockendem Atem dem aufregenden Schauspiel zugesehen, ergriff zwei andere Piken, eilte dem Kameraden zu Hülfe und es begann ein wildes Stechen, bis es jenem gelang, dem Leviathan einen Stoß in das Gehirn beizubringen, der ihm den Rest gab. Er zuckte noch einigemale krampfhaft, dann war er tot; Madimo aber trug fortan den Kopf sehr hoch. Er hatte sich seines Bruders „des großen Admirals“ würdig gezeigt und that sich auf seine Heldenthat nicht wenig zu gute.

Der Doktor teilte mir mit, daß dies die gewöhnliche Art der Neger sei, Alligatoren, von denen die Flüsse Afrikas wimmeln, zu jagen und daß viele Stämme das Fleisch der Tiere gern äßen, obwohl es nach seiner Ansicht

die Hauptursache der schrecklichen Hautkrankheiten sei, von denen Neger so oft heimgesucht werden. Unsere Kruleute zeigten jedoch keine Neigung, davon zu essen; sie hatten die Sache nur als Jagdvergnügen angesehen und ließen den Körper liegen, um seinen stets hungrigen Genossen zum Fraß zu dienen.

Wir setzten nun unsern Weg fort und hatten noch vor Mittag das Dorf Battuplams erreicht, den wir durch unsern Besuch nichtsweniger als angenehm in seiner Mittagssiesta störten, während das ganze Dorf zusammenlief, um die Weißen anzustaunen, die den meisten von ihnen zum erstenmal zu Gesicht kamen. Dieses Erstaunen verwandelte sich aber in ein höchst unbehagliches Gefühl, das bald einem tödlichen Schrecken wich, als Mingo im Auftrage des Doktors den Zweck unseres Kommens erklärte und zur Bekräftigung seiner Worte das mit Kartätschen geladene und auf einen Baum in der Nähe gerichtete Bootsgeschütz der Pinasse abgefeuert wurde, worauf ein Hagel von Zweigen splitternd und krachend auf die Erde fiel.

Sämtliche Neger, Battuplam nicht ausgenommen, stürzten vor Angst zu Boden, an Widerstand dachte kein einziger und alle flehten demütig um Erbarmen. Dies wurde unter der Bedingung gewährt, daß alles aus den Bantudörfern geraubte Gut herausgegeben, sowie zehn Pfund Goldstaub und zwanzig Elephantenzähne als Sühne gezahlt wurden.

Die sofort wieder geladene und auf Battuplams Hütte gerichtete Kanone, sowie die entschlossene Haltung unserer, sämtlich mit Gewehren bewaffneten, achtzehn Mann verlieh der Forderung einen solchen Nachdruck, daß ihr mit Zittern sogleich Folge geleistet wurde, und alle Boote sich mit den gestohlenen Schätzen füllten. Mit der Androhung, daß im Wiederholungsfalle ebenso wie in Obus Dorf verfahren werde und Battuplam außerdem mit seiner werten Person den nächsten Baum zieren solle, schieden wir in der Gewißheit, daß die erteilte Lektion auf lange Zeit gute Früchte tragen würde.

Da wir Zeit genug hatten, ruderten wir noch eine Strecke stromaufwärts. Es drängte uns, mit eigenen Augen den Schauplatz zu sehen, wo das Drama, in dem Adsa und Mingo eine so hervorragende Rolle gespielt und infolgedessen wir selbst in den Niger eingedrungen waren, seinen Ausgang genommen.

Nach zwei Stunden hatten wir Adsas einstige Heimat erreicht, aber sie gewährte einen traurigen Anblick. Nur verkohlte Reste zeigten die Stellen, wo einst die friedlichen Hütten der Bantu gestanden und ihre Bewohner von einem grausamen Geschick ereilt waren. Die Gärten lagen verwüstet, die Felder von Unkraut überwuchert, hier und dort scharrten einige Hühner in den Trümmern, sonst war alles still und öde. Wie grausam kann doch der Mensch gegen seine Brüder sein, nur um schnöden Gewinnes willen!

Gegen drei Uhr nachmittags traten wir den Rückweg an. Der Himmel hatte sich bewölkt und eine frische, östliche Brise war aufgesprungen, die uns des Ruderns überhob. Die Segel wurden gesetzt, das Kanoe von der Pinasse ins Schlepptau genommen und mit schlanker Fahrt, bedeutend unterstützt durch die schnelle Strömung, ging es bei angenehm kühler Temperatur den Fluß abwärts, dessen Naturschönheiten wir nochmals mit allem Behagen genießen konnten. Vor Abend waren wir an Bord der „Paloma“ zurück. Westhold bezeigte unsern Erfolgen und Maßnahmen seine vollständige Zufriedenheit und freute sich namentlich darüber, daß wir eine so bedeutende Entschädigung für die Bantuleute erlangt hatten.

Am andern Tage gingen wir Anker auf, besetzten den „Cherub“ etwas stärker, kreuzten mit der Seebrise bis an die Barre, passierten dieselbe am andern Morgen früh mit frischem Landwinde, bei dem, weil Wind und Strom jetzt in derselben Richtung liefen, viel weniger Brandung stand, glücklich, und vereinigten uns noch vormittags mit der „Aurora“, auf der Westhold und der Doktor von ihrem Vorgesetzten auf das wohlwollendste empfangen und wegen ihrer Umsicht und Tapferkeit hoch belobt wurden.

Auch ich ging nicht leer aus und war nicht wenig stolz darauf, von Kapitän Goodall beglückwünscht zu werden, daß ich durch meine Kenntnis des Spanischen so viel zum Gelingen dieses so wichtigen Zuges hatte beitragen können.

Mingo war auf der Brigg der Held des Tages; er wurde vom Kapitän vor versammelter Mannschaft öffentlich belobt und hatte es redlich verdient.

Die Piraten ließ Goodall gut gesichert auf den drei Schiffen verteilen; den Kapitän derselben nahm er jedoch zu sich auf die „Aurora". Er hatte sich gelobt, ihn hängen zu sehen, und wollte, um nicht meineidig zu werden, selbst dafür sorgen, daß er nicht etwa vorher entschlüpfte.

Westhold bekam das Kommando der größeren und sehr bequem eingerichteten „Paloma", die sich als fertiges Kriegsschiff mit sehr weittragenden und neuen Geschützen herausstellte, und an der nichts geändert zu werden brauchte, um als ein solches voll verwertet werden zu können. Der „Cherub" wurde einem jüngeren Lieutenant der Brigg übergeben, und Goodall trat mit allen dreien einen Kreuzzug nach Süden an. Nachdem er während seiner zweijährigen Anwesenheit an der Küste von Sierra Leone bis zum Niger so gründlich aufgeräumt hatte, sah er es als einen Ehrenpunkt an, vor seiner Rückkehr nach England auch noch die Strecke südwärts bis zum Kongo und diesen selbst genau abzusuchen, da möglicherweise auch auf ihm Sklavenfahrer oder Piraten sich Märkte und Zufluchtsstellen eröffnet haben konnten, wie dies bisher mit so großer Sicherheit im Niger geschehen war.

Daß der Doktor und ich auf der „Paloma" eingeschifft wurden, war nur natürlich, und so nahm das kleine Ge-

schwader seinen Weg südwärts. Um jedoch eine möglichst große Strecke zugleich kontrollieren zu können, legten sich die Schiffe in einer Linie so weit auseinander, daß sie nur gerade die Mastspitzen von einander sehen konnten, wodurch sie ein Gesichtsfeld von nahezu acht deutschen Meilen überblickten. Für den Fall eines gegenseitigen Verlierens waren bestimmte Küstenpunkte als Rendezvousplätze angegeben.

Achtzehntes Kapitel.

Wir hatten viel mit Windstillen zu kämpfen und die Reise ging ziemlich langsam vorwärts. Obwohl sie dadurch nicht gerade angenehm wurde, daß wir trotz des schärfsten Ausgucks auch nicht ein Segel am Horizont zu entdecken vermochten, empfand ich wenigstens in der angenehmen Gesellschaft nie Langeweile. Wir hatten stets Stoff genug zu anregender und interessanter Unterhaltung, den teils unsere Nigerexpedition in reicher Fülle lieferte, teils die Erzählungen Westholds oder des Doktors von früher erlebten Abenteuern boten.

Öfter ging ich auch voraus zu den Leuten, um mit ihnen zu plaudern oder ihnen zuzuhören. Wie bereits bemerkt, war ich sehr gut bei ihnen angeschrieben, immer gern gesehen, wenn ich zu ihnen kam und mit größtem Interesse den langen Garnen lauschte, die sie spannen, wenn

sie bisweilen auch noch so zäh waren. Und dies Geschäft blühte stark. Zu thun gab es nicht viel; die Exercitien beschränkten sich der Hitze wegen auf die frühen Morgen- oder Abendstunden und in der übrigen Zeit hatten diejenigen, welche nicht gerade am Ruder standen oder auf Ausguck waren, frei.

Sie saßen dann gewöhnlich gegen Abend im Bug des Schiffes und suchten sich auf die beste Weise die Zeit zu vertreiben. Fast alle waren beschäftigt; die einen flochten sich Strohhüte aus Havannastroh, was die meisten in tropischen Klimaten fahrenden Seeleute meisterhaft verstehen, fertigten sich neue Kleidungsstücke, zu denen sie den Stoff vom Zahlmeister kaufen konnten, oder besserten die alten aus, stickten Matten und Teppiche sehr kunstvoll, und die andern drehten Angelleinen, strickten Netze und dergleichen mehr. Ja, verschiedene sah ich sehr geschickt Schuhe aus Segeltuch machen, die der beste Schuhmacher nicht feiner hätte fertigen können.

Der Matrose ist viele Jahre von allen Hülfsquellen des Landes abgeschnitten, zur Ergänzung seiner Bedürfnisse auf sich selbst angewiesen, hat die nötige Zeit dazu, und so lernt er allmählich von den älteren Kameraden alle möglichen Dinge, nützliche und unnütze, anfertigen, wobei ihm seine, stets auf das Praktische gerichtete Erziehung zu Hülfe kommt.

Er ist aber auch eine sehr mitteilsame Natur und entschädigt sich für den, während der Dienststunden ihm auf-

erlegten Schweigenszwang während der Freizeiten auf das ausgiebigste. Er denkt mit Schiller: „Wenn gute Reden sie begleiten, so fließt die Arbeit munter fort,“ und dann steht ihm das Mundwerk nicht einen Augenblick still.

Das „letzte“ Schiff, auf dem er war, ist für ihn eine nie versiegende Quelle von Erinnerungen, Vergleichen, Kritiken, möglichem und unmöglichen, haarscharfen Davonkommen, Abenteuern, Spuk- und Gespenstergeschichten, und wer den größten Vorrat solcher Garne in seinem Kabelgat aufgestapelt hat, um sie bei der richtigen Gelegenheit herauszuholen und mundgerecht abzuspinnen, der ist am beliebtesten.

Auf der „Paloma“ war es ein alter Bootsmannsmaat, der sich schon in allen Meeren der Welt umhergetrieben, welcher darin den Vogel abschoß. Er wußte immer etwas, hatte ein großes Erzählertalent und ich habe manche Stunde ihm mit großem Vergnügen zugehört, wenn die ganze dienstfreie Mannschaft im Kreise um ihn versammelt saß und seinen Historien auf das aufmerksamste lauschte.

Wir näherten uns dem Äquator und dies gab zu einiger Aufregung unter der Mannschaft Anlaß. Auf ihrer Kreuztour hatte die Brigg ihren Rayon von Sierra Leone bis zum Niger, d. h. also nur nördlich der Linie gehabt, und unter der Besatzung befanden sich verschiedene Neulinge, die noch nicht soweit südlich gekommen waren, um die Bekanntschaft mit Neptun zu machen.

Jene Aufregung bestand zu einem Dritteile aus Neugier, zu zwei Dritteilen aber aus Furcht. Die „Grünen“ wußten, daß es bei der Linientaufe nicht sehr zart herging und ihrer eine Reihe höchst unerquicklicher und auch nicht schmerzloser Prozeduren wartete. Sie sahen die alten Unteroffiziere und Matrosen die Köpfe zusammenstecken, in den Kammern der ersteren oder im Kabelgat geheimnisvolle Zusammenkünfte haben und wußten, daß dies alles den Ceremonien galt, denen sie sich demnächst zu unterwerfen haben würden. Kein Wunder, wenn sie ziemlich stumm und gedrückt im Schiffe umherschlichen, und zu den Scherzreden, deren Stichblatt sie waren, nur sauersüße Gesichter zogen.

Die Alten hatten diesmal aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Am Abend vor dem Passieren der Linie wurde plötzlich die gesamte Mannschaft zur Musterung auf das Hinterdeck gepfiffen und Westhold erklärte ihr kurz und bündig, daß eine Taufe nicht stattfinden werde.

Die Wirkung dieser unerwarteten Mitteilung äußerte sich sehr verschieden. Den Neulingen erleichterte sie sehr das Herz und ihre Gesichter strahlten; die der Alten legten sich jedoch in finstere Falten. Sie betrachteten die Worte des Kommandanten als einen Eingriff in ihre althergebrachten und durch hundertjährige Tradition verbrieften Rechte, und ihre Mienen nahmen sogar etwas Drohendes an.

Doch Westhold ließ sich dadurch nicht im mindesten irre machen. Sein helles, durchdringendes Auge streifte die

Mannschaft und vor diesem Blicke beugte sich alles stumm. Die Leute kannten ihren Vorgesetzten genug, um diesen Ausdruck dahin zu verstehen, daß jener seinem Willen unbedingt Geltung zu verschaffen gesonnen sei, und kurzes Nachdenken sagte ihnen dann, daß nicht eine augenblickliche Laune, sondern wohlerwogene Gründe den Befehl diktiert haben mußten. Westhold war nicht der Mann, seinen Leuten ohne zwingende Ursache eine Freude zu nehmen, sondern stets bestrebt, ihnen solche zu bereiten, wo er es vermochte.

Der einen Augenblick das Haupt drohend erhebende Geist der Insubordination war durch des Kommandanten stumme Geste ebenso schnell wieder gebannt, und ein unmerkliches Lächeln der Befriedigung über die Wirkung glitt über seine Züge.

„Ich weiß", fuhr er nach einer Pause fort, „daß das Passieren der Linie von altersher ein Freudentag für die Schiffsmannschaften ist und es liegt mir fern, euch denselben verkümmern zu wollen. Ihr sollt nicht nur frei haben, sondern ich werde euch auch eine Bowle steifen Grogs brauen lassen und ihr könnt dabei nach Herzenslust vergnügt sein. Aber die Taufe unterbleibt, ich habe dazu meine besondern Gründe. Bootsmann pfeif ab!"

Ein schrillender Rollpfiff ertönte und die Mannschaft trat ab.

Westholds Gründe für das Verbot ließen sich nur durchaus billigen. Die Linientaufe war damals auf den meisten

Schiffen ein Akt, bei dem es wenig Witz und Vergnügen, aber sehr viel Roheit gab, wodurch die Disziplin in bedenklicher Weise gelockert wurde und der oft sehr traurige Nachspiele am nächsten Tage hatte, sei es in Bestrafung mit der neunschwänzigen Katze oder in noch schlimmerer Weise.

Auf Kriegsschiffen, wo Vorgesetzte und Untergebene auf einen so engen Raum jahrelang angewiesen sind und die strengste Mannszucht herrschen muß, wenn nicht die ganze Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit in Frage kommen soll, ist es unerläßlich, daß zwischen den räumlich nicht zu scheidenden Offizieren und Mannschaften Schranken aufgerichtet werden, welche die materiell unmögliche Scheidung wenigstens moralisch herstellen. Deswegen ist eine sehr scharfe Etikette eingeführt, deren Nichtbeachtung sofort geahndet wird.

Dahin gehört z. B., daß kein Matrose oder Unteroffizier außerdienstlich das hinter dem Großmast gelegene Hinterdeck des Schiffes betreten darf und, daß er jedesmal, wenn er beim Großmast vorbei und nach hinten geht, die Hand an die Kopfbedeckung legen muß, weil dort oben das Kommandozeichen, der Wimpel, weht, dem er Gehorsam und Ehrfurcht schuldet. Dergleichen Vorschriften, die lediglich darauf abzielen, den Untergebenen so oft wie möglich daran zu erinnern, daß er dem Vorgesetzten Respekt zu erweisen hat, giebt es eine große Zahl an Bord, und der Matrose lebt deshalb fast ununterbrochen unter Zwang.

Wird dieser nun plötzlich aufgehoben, so ist es natürlich, daß Menschen von der Bildungsstufe der gewöhnlichen Seeleute leicht über die Stränge schlagen, und dies häufig zu Exzessen führt. Wenn die althergebrachte Sitte es gestattete, daß Offiziere, Kadetten und Unteroffiziere bei der Linientaufe durch Matrosen mit Teer und Seife eingeschmiert, dann mit einem Rasiermesser aus schartigem Bandeisen barbiert, in eine Wassertonne getaucht werden und sich nur mit Flaschen Rum eine etwas glimpflichere Behandlung erkaufen konnten, so liegt es auf der Hand, daß sich daraus höchst schädliche Folgen für die Disziplin ergeben mußten, und dem wollte Westhold durch sein Verbot vorbeugen.

Seine kurze Rede hatte jedoch selbst auch die verbissensten Gemüter der sich in ihrem Rechte gekränkt glaubenden Mannschaft wunderbar versöhnt. Die Aussicht auf Grog übt auf den englischen Matrosen einen ganz rätselhaften Einfluß.

Man macht den Seeleuten im allgemeinen eine über alles Maß hinausgehende Neigung zu Spirituosen zum Vorwurf, doch muß ich dagegen die deutschen Matrosen entschieden in Schutz nehmen. Sie trinken durchaus nicht im Übermaß und sind durchschnittlich nüchterne Leute, wenngleich es natürlich einzelne Ausnahmen giebt. Bei den Engländern trifft der Vorwurf jedoch zu und starke Getränke üben auf sie eine solche Anziehungskraft, daß viele sich dieselben auf die raffinierteste Art zu verschaffen suchen,

um sich sofort darin zu übernehmen. Sie wußten, daß die strengste Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgte, daß damals die jetzt abgeschaffte neunschwänzige Katze ihren Rücken blutig zerfleischen würde, aber weder diese Gewißheit hielt sie ab, noch waren sie Vorstellungen irgendwelcher Art zugänglich.

Zwei Dritteile der an Bord englischer Kriegsschiffe verhängten Strafen waren damals und sind noch jetzt die Folgen des Trunkes. Die Mannschaften erhalten zweimal täglich eine Quantität Rum als Ration, nicht rein, sondern mit einem Teil Wasser gemischt, der jedoch das Getränk, selbst für Engländer, noch stark genug läßt. Für kleinere Vergehen werden die Leute dann dadurch bestraft, daß man dem Rum mehr Wasser zusetzt und trifft dies schon außerordentlich empfindlich.

Auf deutschen Schiffen kennt man dergleichen Maßnahmen jedoch nicht, weil sie vollständig ihren Zweck verfehlen würden. Der deutsche Matrose ist eben zu wenig Trinker in schlechtem Sinne, um sich aus der Verwässerung oder gänzlichen Entziehung des Schnapses etwas zu machen.

Wenn englische Matrosen von Bord aus Urlaub erhalten, so giebt man ihnen stets mehrere Tage auf einmal, weil sie sich dann ausrasen können und die Vorgesetzten hoffen, daß sie in dieser Zeit auf irgend welche Art ihr sämtliches Geld losgeworden und entnüchtert sind.

In ersterer Beziehung werden jene selten enttäuscht; das Geld ist gewöhnlich bis auf den letzten Heller fort, auf unsinnige Art verthan, vertrunken, verschenkt oder gestohlen. Der gewöhnliche Matrose schätzt den Wert des Geldes außerordentlich gering. Er bekommt es zu selten und dann für seine Verhältnisse viel auf einmal in die Hände. An Bord hat er für nichts zu sorgen an leiblichen Bedürfnissen; er hat Wohnung, gutes und reichliches Essen; er betrachtet die nach Monaten ihm ausgezahlte Gage als ein unverhofftes Geschenk, für das er sich möglichst schnell einen guten Tag machen muß und es ist gerade, als ob ihm das Geld in der Tasche brenne. Je eher er es wieder los wird, desto befriedigter ist er und dies, sowie die plötzliche Freiheit nach monatelangem steten Zwange und Entbehrungen, von der er keinen richtigen Gebrauch zu machen versteht, verleiten ihn zu allen möglichen Extravaganzen und den tollsten Streichen, die für einen ruhigen Menschen völlig unverständlich erscheinen.

In Bezug auf die erwartete Entnüchterung nach zwei bis drei Tagen werden die gehegten Erwartungen der Vorgesetzten jedoch selten erfüllt. Wenn die Urlaubszeit zu Ende ist, finden sich die Landgänger nur sehr vereinzelt bei den sie erwartenden Booten ein; der Rest muß von dem mitgeschickten Master at arms (Schiffspolizei) und der ihn begleitenden Soldatenwache irgendwo im bewußtlosen Zustande aufgelesen und an Bord geschleppt werden, um dort

in einer dunklen, stillen Ecke der untern Schiffsräume den Rausch auszuschlafen.

Bei den Amerikanern, Holländern, Russen, ja selbst bei den Franzosen geht es nicht besser, während die Deutschen fast nie länger, als einen halben Tag im Auslande beurlaubt werden und, wenn auch gemütlich angeheitert, so doch fast nie sinnlos betrunken zurückkehren.

Ebensowenig ist es bei letzteren nötig, strengere Maßregeln gegen das Einschmuggeln von Spirituosen von Land an Bord zu treffen, während bei den Engländern in dieser Beziehung die schärfste Kontrolle geübt, sie trotzdem aber häufig umgangen wird, wobei die Matrosen mit den Viktualienhändlern oder Bumbootleuten, wie man sie nennt, und denen man gestattet, an Bord zu kommen, oft genug unter einer Decke stecken.

So erinnere ich mich eines Falles, wo auf einer vor Singapore liegenden englischen Fregatte, deren Mannschaft seit vielen Wochen nicht am Lande gewesen war, täglich Dutzende von Matrosen sich betranken, ohne daß man längere Zeit dahinter kommen konnte, woher sie die Spirituosen nahmen.

Vergebens arbeitete die Katze jeden Morgen in grausamer Weise auf dem Rücken der Unglücklichen; vergebens wurden die zuverlässigsten Seesoldaten als Posten vor die Spirituskammern gestellt, weil man eine Zeit lang an Bestehlen derselben glaubte. Ebenso erfolglos war die Zulassung nur eines einzigen Bumbootes an Bord und die

genaueste Untersuchung desselben, sowie der von Land zurückkehrenden Schiffsboote und ihrer Mannschaften.

Die Sache blieb deshalb lange ein Rätsel, bis es dem ersten Offizier, der durch die Vergeblichkeit seiner Nachforschungen schon halb in Verzweiflung gebracht war, eines Tages auffiel, daß die Leute vorzugsweise Kokosnüsse im Bumboot kauften.

Da sonst englische Matrosen nicht übergroße Liebhaber von Kokosmilch sind, schöpfte er Verdacht und siehe da! — das Geheimnis war offenbar. In den Nüssen befand sich statt der Milch Rum.

Natürlich empfing nun der chinesische Bumbootmann die wohlverdiente Katze und wurde auf unsanfte Art und Nimmerwiederkehr an Land befördert, während an Bord der Fregattte eine Zeit lang Nüchternheit herrschte, bis wieder eine andere Art raffinierter Schmuggelei erfunden war, auf welche eben nur Menschen verfallen konnten, denen das Trinken als der höchste Lebensgenuß erscheint, und die dafür nicht nur willig ihre Ehre und Menschenwürde opfern, sondern unbedingt auch ihre Seligkeit hingeben würden.

Die Matrosen tragen ein schwarzseidenes Halstuch lose unter dem breiten Hemdenkragen um den Hals gebunden. Wer anders als ein Mensch, wie die oben geschilderten, würde darauf kommen, unter dem Kragen verborgen einen mit Rum gefüllten und mit schwarzer Seide überzogenen

Wurstdarm als Halstuch zu tragen und damit das verbotene Getränk zu schmuggeln, bis ein findiger Master at arms auch diesen neuen Kunstgriff entdeckte?

Diese Trunksucht der englischen Seeleute, die heute gegen damals in nichts gebessert ist, befleckt auf widrige Weise ihren Charakter. Sie sind sonst durchaus tüchtig, mutig, zäh und ausdauernd; aber das unselige Laster beeinträchtigt ihren Wert in hohem Grade, und deshalb ziehe ich die deutschen Matrosen ihnen bei weitem vor.

In fachlicher Beziehung stehen sie jenen völlig gleich, an Zuverlässigkeit in kritischen Zeiten und an Nüchternheit sind sie ihnen überlegen und der beste Beweis für diese Behauptung ist die Thatsache, daß gegen sechstausend deutsche Matrosen auf englischen Schiffen fahren und die englischen Kapitäne sie stets lieber nehmen, als die eigenen Landsleute.

Die Mannschaft der „Aurora“ und namentlich unsere eigene gab zu Klagen in dieser Beziehung keine Veranlassung, und in der ganzen Zeit meines Aufenthalts an Bord des „Cherub“ und der „Paloma“ wurde nicht eine Strafe von größerer Bedeutung verhängt. Allerdings wurden die Leute durch den Trunkteufel nicht in Versuchung geführt. Nachdem wir Sierra Leone verlassen hatten, gab es aus Gesundheitsrücksichten an der Küste überhaupt keinen Urlaub, und wenn die Matrosen einmal dienstlich an Land kamen, wie auf unsern Flußexpeditionen, war dort kein Rum vorhanden. Der selten erhaltene Malafu oder Palmwein war

nicht sehr gefährlich, und außerdem sorgten die anwesenden Vorgesetzten dafür, daß er nicht in schädlichen Quantitäten genossen wurde.

Die Aussicht auf die Extrabowle machte die Besatzung aber sehr lustig. Der Kapitän nahm zwar Bedacht, daß sie nicht stärker gemacht wurde, als um die Leute in eine heitere Stimmung zu versetzen, aber dieser Zweck wurde auch in vollem Maße erreicht.

Aller anfänglicher Groll der „Alten" war vergessen; bald ertönten lustige Gesänge, nach den Tönen der Pickelflöte des Schiffspfeifers und einer verstimmten Harmonika drehten sich tanzende Paare, oder ein mit besonders gelenkigen Beinen ausgestatteter Matrose gab eine Einzelvorstellung im Hornpipe-Tanz, bis ihm der Schweiß stromweise vom Körper lief und er dafür mit rauschendem Beifall von den ihn im Kreise umstehenden Kameraden belohnt wurde.

Mir machte es sehr viel Spaß, mich bei dieser Gelegenheit auf dem Verdeck zwischen den Leuten zu bewegen, ihr Thun und Treiben, ihr Denken und ihren Charakter zu beobachten.

Neunzehntes Kapitel.

Ich habe schon des Haupterzählers an Bord erwähnt, des älteren Bootsmannsmaaten, bei dem ich besonders in Gunst stand und der auch mir sehr sympathisch war. Er hieß Bill Thomsen, war ein hoher Vierziger, hatte sich in seinem bewegten Leben schon viel Wind um die Ohren wehen lassen, in allen Breiten übersommert und überwintert, früher auch auf Handelsschiffen gedient und war nicht nur ein ausnehmend tüchtiger Seemann, sondern für einen Engländer auch ein sehr nüchterner Mensch. Westhold hatte ihn sich deshalb als Bootssteurer ausgesucht, ein Vertrauensposten, der zugleich eine Art Haushofmeisterschaft der Kapitänskajüte einschließt, und zu dem nur durchaus zuverlässige Persönlichkeiten ausgewählt werden.

Der gewöhnliche Seemann bei allen Nationen schätzt an Bord bei längerer Reise kaum etwas höher — wenn

man allerdings bei Engländern Grog ausnimmt — als wenn ihm ein richtiges Salzwassergarn vorgesponnen wird, mag dies bisweilen seiner Gläubigkeit auch noch so viel zumuten. Hat er aber Grog und Garn zusammen, so befindet er sich auf dem Höhepunkt irdischer Seligkeit, wenigstens auf dem Schiffe, da freilich am Lande ein hübsches Mädchengesicht ihm bisweilen noch darüber geht.

Als der Hornpipe geendet hatte, sah ich mich nach Bill um. Er saß mit einigen Kameraden vorn im Bug, und während er mit Behagen seinen Grog schlürfte, waren seine Gesellschafter in lebhaftem Disput begriffen, dem er mit überlegener Miene zuhörte.

Neugierig, das Gesprächsthema kennen zu lernen, trat ich zu der Gruppe. Es handelte von dem Getränke selbst, aber man stritt sich nicht etwa über dessen Güte, die allseitig als tadellos anerkannt zu werden schien, sondern über den eigentlichen Namen selbst und dessen Herstammung. Jeder wußte eine andere Ableitung, die bei Bill jedoch stets einem geringschätzigen Lächeln begegnete.

„Ihr seid alle auf dem Holzwege, Maate," nahm er endlich das Wort, als die letzte Hypothese über den Namen aufgestellt war und ebenfalls keine Gnade gefunden hatte, „der euch die allein richtige Auslegung geben kann, wie das Kind seinen Namen erhielt, das bin ich, denn ich bin dabei gewesen, als es getauft wurde."

Die Eröffnung kam allen unerwartet und entlockte

ihnen ein erstauntes „Ah!“, dem jedoch sehr bald ein allseitiges „Erzähle Bill, das müssen wir wissen,“ und „Hört, ein neues Garn,“ folgte.

Bill ließ sich nicht lange bitten, schlürfte einen Schluck des ihm aromatisch entgegenduftenden Getränks und begann folgendermaßen.

„Zunächst müßt ihr wissen, Maate, daß der erste Grog, welcher getrunken wurde, etwas verschieden von diesem war, den der Kommandant unter seiner Aufsicht für uns hat brauen lassen, in den der Bottelier zu seinem Vorteil keinen Langspleiß hat machen können und der demgemäß so vortrefflich schmeckt. Jener war nicht warm, sondern kalt; Wasser weniger darin, als in unserm hier, Zucker gar nicht, auch keine Citronenschale, dafür aber etwas anderes, ganz Besonderes, was man jetzt nicht mehr hinein zu thun pflegt,“ fügte Bill mit einem listigen Augenzwinkern hinzu.

„Wie er geschmeckt hat,“ fuhr er dann fort, „weiß ich aus eigener Erfahrung allerdings nicht. Ich war damals noch ein junger Kerl und wenn ich auch jetzt, wie euch bekannt ist, ein gutes Tröpfchen mit Maßen und in Ehren nicht verschmähe, so fand ich damals an starken Getränken noch keinen Geschmack.

Überdem kam aber hinzu, daß jener erste Grog uns nicht gehörte, und ich hätte mir lieber den Finger abgebissen, als etwas anzurühren, was mir nicht von Rechts wegen zukam.

Die meisten anderen von der Mannschaft dachten aber nicht so und der Branntweinteufel verführte sie.

Es war gegen das Ende des Jahres 1809, als ich mich an Bord der Fregatte Arethusa befand. Sie gehörte zur Flotte des Admirals Cochrane, der mit Landungstruppen nach Guadaloupe segelte, um diese Insel den Franzosen abzunehmen, was auch bald darauf geschah. Wir mit unserer schnellen Fregatte waren vorausgeschickt, um zu rekognoszieren und nach französisch-spanischen Kriegsschiffen Ausguck zu halten.

Zu andern Zeiten wäre das wegen der Prisengelder nun ganz nett gewesen, aber seit Trafalgar sah man ja weder Franzosen noch Spanier auf offenem Wasser, da sie dort zu viel Schläge bekamen und noch zu große Angst hatten, und wir versprachen uns deshalb auch nicht viel Vergnügen von der Kreuzfahrt.

Wir hatten schon mehrere Wochen die Insel beobachtet, ohne etwas anderes als einige Fischerboote und kleine Küstenfahrer in Sicht zu bekommen, als wir doch eines Morgens ein verdächtiges Segel entdeckten. Wir machten sofort Jagd und hatten es in fünf bis sechs Stunden unter unsere Kanonen gebracht. Eine einzige Kugel zwischen seinen Masten durch genügte, um es zum Beidrehen und zur Übergabe zu zwingen. Es war ein französisches Handelsschiff, mit Zucker beladen, und es machte uns nun doch Spaß, mit ihm ganz nette Prisengelder erwischt zu haben.

Gerade aber, als der Franzose seine Flagge strich, kamen die Mastspitzen unserer Flotte in Sicht. Es galt also, uns der Prise so bald wie möglich zu versichern, da wir sonst ja, wie ihr wißt, nach den Gesetzen die Prisengelder mit allen übrigen Schiffen hätten teilen müssen und sie dann klein genug ausgefallen wären.

In aller Eile wurden deshalb die Franzosen an Bord der Arethusa genommen und von uns eine Prisenmannschaft kommandiert. Nach einer halben Stunde war alles fertig, und als wir von unserer Flotte gesehen wurden, da wehte schon unsere Flagge über der französischen und die Prise war auf dem Wege nach England, so daß die Flotte keinerlei Ansprüche mehr erheben konnte.

Ich befand mich mit auf dem Franzosen und wir waren im ganzen zwanzig Mann. Es war die erste Prisenmannschaft, die wir abgaben, und bekanntlich suchen sich bei solchen Gelegenheiten die ersten Lieutenants von allerlei Volk zu befreien und geben natürlich die Besten nicht fort. Ich will nun gerade nicht damit sagen, daß ich auch zu dieser Sorte gezählt wurde, aber ich hatte erst ein paar Seereisen gemacht, man sah mich noch nicht recht für voll an und deshalb wurde ich mitgeschickt. Unter den alten befand sich aber eine Portion schlimmer Gesellen, namentlich was Trinken anging, und der arme Prisenmeister, ein junger Lieutenant, war nicht gut daran. Er verstand es nicht recht, solchen rauhen Patronen gegenüber, die der lange

Krieg erst noch recht verwildert hatte, scharf genug aufzutreten und seine Lage war deshalb nicht beneidenswert, wenn auch in der ersten Zeit noch alles so ziemlich glatt ging.

Dann aber begann der Skandal und fast jede Nacht war die halbe Mannschaft betrunken. Die anfänglich angewandte neunschwänzige Katze machte keinerlei Eindruck, wenigstens nicht auf das Trinken. Dagegen fielen allmählich drohende Blicke und Redensarten und der Lieutenant ließ sich einschüchtern.

Er war in Verzweiflung. So sehr er forschte, konnte er nicht dahinter kommen, woher die Leute die Getränke nahmen.

Das Schiff war bis oben unter die Luken nur mit Zuckersäcken beladen und die geringe Menge von Spirituosen, welche sich als Proviant für die frühere Mannschaft an Bord befand, in der Pik verstaut, deren einzige Luke sich nach der Kajüte öffnete. Sie war gut verschlossen, der Lieutenant trug den Schlüssel stets in der Tasche und niemand konnte daran. Woher bekamen aber die Kerle den Branntwein oder Wein oder was es sonst sein mochte?

Am Tage war alles nüchtern; so lange sich nachts der Prisenmeister an Deck befand auch, aber der arme Kerl konnte doch nicht ewig oben sein. Er war der einzige Offizier an Bord und mußte auch einmal schlafen. Sobald er aber zur Koje ging, so dauerte es nicht lange und fast die ganze Wache lag sinnlos betrunken auf dem Deck.

Der Lieutenant gab es auf, weiter nachzuforschen und fügte sich schließlich in das Unvermeidliche. Um bei einfallenden Böen aber ein Unglück zu verhüten, ließ er jeden Abend, wenn die Mannschaft noch nüchtern und arbeitsfähig war, das Wetter mochte sein, wie es wollte, ganz kleine Segel machen und die Marssegel doppelt reffen, so daß wir schon einen gehörigen Puff vertragen konnten, ohne zu kentern oder die Masten über Bord zu werfen.

Ich war vorn bei den Backsgasten stationiert und wußte selbst längere Zeit nicht, wie die Sache zusammenhing, kam aber eines nachts dahinter. Längs der Reservespieren waren, wie meistens auf beladenen Kauffahrteischiffen, die Laderaum sparen wollen, die Wasserfässer auf dem Oberdeck festgezurrt und nur einige Reservefässer befanden sich vorn im Zwischendeck für den Fall, daß erstere bei schlechtem Wetter einmal ganz oder teilweise weggeschlagen werden sollten. Von jenen waren zehn vorhanden und das hinterste von ihnen an Steuerbord, dicht am Großmast, etwas größer, als die übrigen.

Nun bemerkte ich zufällig, daß die alten Kerle auf der Wache sich immer etwas an diesem Faß zu schaffen machten und längere Zeit in gebückter Stellung dort verweilten. Zuerst glaubte ich natürlich, es sei Wasser darin, wie in den übrigen, und wie es sowohl der Lieutenant, als wir alle anfänglich gemeint hatten, und wunderte mich nur über den beständigen Durst der Leute. Zuletzt kam es mir jedoch

sehr sonderbar vor; ich spazierte eines Abends wie zufällig daran vorbei, um zu sehen, was meine Wachtmaaten eigentlich dort machten, und da ging mir plötzlich ein Licht auf.

Ein starker Rumgeruch flog mir entgegen und ich wußte, woran ich war. Die geriebenen Kerle hatten mit ihrer, wo es sich um Spirituosen handelte, sehr feinen Spürnase sehr bald herausgefunden, daß sich in dem Fasse ein stärkeres Getränk befinde, als bloßes Wasser, und sich dies auf schlaue Weise zu nutze gemacht.

Sie hatten ein ganz feines Loch hineingebohrt, einen Strohhalm hineingesteckt und Probe gesogen. Der Erfolg entsprach vollständig ihren Erwartungen. Es war Rum, wenn auch kein ganz reiner, sondern mit etwas gemischt, das dem Getränke einen besondern Geschmack verlieh. Dieser mußte aber wohl ausgezeichnet befunden sein, denn wie gesagt, sogen die Kerls des nachts einer nach dem andern aus Leibeskräften und viertelstundenlang an dem Strohhalm und die Folge war, daß sie bald nachher sinnlos betrunken auf dem Deck herum lagen und vor dem andern Tage ihren Rausch nicht ausgeschlafen hatten. Der letzte am Faß steckte stets wieder einen kleinen Pflock in das Loch und so wurde nichts bemerkt.

Nun, wie ich euch schon erzählte, ich gab damals nichts auf starke Getränke und außerdem hätte ich mich auch an dem unrechten Gut nie beteiligt. Ich that deshalb,

als hätte ich nichts gesehen. Verraten konnte und durfte ich es nicht; es wäre mir sonst bei den rabiaten Trinkern schlecht bekommen. Nur grübelte ich vergebens darüber nach, wie man so unvorsichtig sein konnte, ein so großes und wertvolles Faß mit Rum so ohne weiteres oben auf dem Deck zu verstauen und es dadurch allen möglichen Fährlichkeiten auszusetzen.

Wir hatten ziemlich gutes Wetter. Dank ihm und den Vorsichtsmaßregeln des Lieutenants, jede Nacht ganz kleine Segel zu führen, passierte nichts und im Verlaufe von sechs Wochen langten wir eines schönen Morgens glücklich in Plymouth an. In dem bewußten Fasse war inzwischen eine ganze Reihe Löcher gebohrt und das letzte saß bereits so tief unten, daß nicht viel mehr darin sein konnte.

Als wir vor Anker waren und der Lieutenant sich beim Hafenadmiral gemeldet hatte, kam dessen Flaggkapitän mit einem Zahlmeister und einem Prisenagenten an Bord. Sie sollten ein Inventar aufnehmen, sowie Schiff und Ladung für das zusammentretende Prisengericht abschätzen.

Der Lieutenant gab ihnen die Schiffspapiere; es wurde auch alles richtig befunden, nur ein großes Faß war nicht aufzuspüren, das außer dem Zucker in den Papieren als Ladungskollo verzeichnet stand und mit den Buchstaben G. R. O. G. gemarkt sein sollte. Als ich erfuhr, um was es sich handelte, war ich jedoch in der Lage, darüber Aufschluß geben zu können.

Ich hatte das Faß, dessen Geheimnis ich kannte, natürlich auch bei Tage mit einem gewissen Interesse betrachtet und jene darauf gemalten aber ziemlich verwischten Buchstaben bemerkt. Ich zeigte es deshalb den Beamten, die es bis dahin auch für ein Wasserfaß angesehen, und wenn ich dafür auch sehr wütende Blicke der alten Trinker einerntete, die damit ihren Schatz verloren sahen, kümmerte ich mich nicht viel darum, da wir noch am selben Abend außer Dienst gestellt wurden und ich mit ihnen auseinanderkam.

Am andern Morgen traf ich zufällig den Zahlmeister. Ich erzählte ihm den Hergang und daß das Faß unterwegs ziemlich leergetrunken sei. Er lachte laut auf und sagte: „Nun ich wünsche guten Appetit und möge es den Spitzbuben bekommen!"

Ich war sehr verblüfft über diese unerwartete Äußerung, denn, wie ihr wißt, sind unsere Zahlmeister gewöhnlich nicht darauf zugeschnitten, über einen so bedeutenden Diebstahl an Spirituosen so leicht hinwegzugehen, und er mochte wohl die Verwunderung darüber auf meinem Gesichte lesen, da er noch immer laut lachend mich fragte: „Hast du etwa auch davon getrunken?"

Ich verneinte sehr ernst. „Nun, dann gratuliere deinem Magen," fuhr er fort, „weißt du, was in dem Fasse war? Ich fand gestern unter den Schiffspapieren noch den dazu gehörigen Frachtschein. Die Tonne enthielt den Leichnam des Gouverneurs von Guadaloupe, die in Rum präserviert

nach Frankreich geschickt werden sollte und die wir deshalb nächstens unseren Freunden jenseits des Kanals hinüberspedieren wollen, während wir indessen Schiff und Ladung behalten. Es stand übrigens auf dem Fasse geschrieben, die französische Mannschaft wußte es und man konnte es demnach ruhig am Deck liegen lassen, ohne Besorgnis vor Anzapfung."

„Auf dem Fasse geschrieben?" fragte ich weiter „ich habe es doch oft genug angesehen, aber nichts weiter darauf bemerkt wie die vier Buchstaben G. R. O. G."

„Nun ja," erwiderte der Zahlmeister „das war es ja gerade. Die Buchstaben bedeuteten „Gouverneur Roussel obiit Guadaloupe."

„Obiit, obiit — ja was heißt denn das?" sagte ich.

„Obiit oder obitus, mein Junge, sieh, das ist lateinisch und soll so viel bedeuten wie „gestorben"; also stand es doch auf dem Fasse geschrieben, daß eine Leiche darin war," schloß er noch immer lachend.

Nun, es mochte ja wohl so sein; zum Lateinischen bringt es ja unsereiner nicht, da es, so viel ich weiß, nicht gerade nötig ist, um einen Spleiß zu machen oder beim Wind so zu steuern, daß die Segel nicht killen und man auch nicht zu voll weghält, und so glaubte ich es ihm schon.

Jedenfalls ging aber die Geschichte wie ein Lauffeuer in Plymouth und auf der ganzen Flotte herum. Da indes das Getränk den alten Kerlen so gut geschmeckt hatte und

ihnen offenbar auch gut bekommen war, so wurde fortan Rum, der nicht ganz trocken, sondern etwas mit Wasser gemischt war, „Grog“ genannt, wie es auf dem Fasse geschrieben stand.

Nun wißt ihr, woher der Name stammt und daß er ursprünglich aus Frankreich und nicht aus England kommt, obwohl er englisch klingt.“

„Bravo, bravo, Bill!“ ertönte es von allen Seiten, aber die Neuhinzugekommenen, die nur den Schluß der Erzählung gehört, waren nicht damit zufriedengestellt. Sie wollten mehr hören und bald wurde der allgemeine Ruf laut: „Noch ein Garn, Bill, noch ein Garn!“

Vielleicht sahen sie, daß der Bootsteurer sich in der Stimmung befand, ihren Wünschen nachzugeben. Zwar that er noch so, als ob er sich sträubte, als ich aber auch darum bat, nickte er mir zu und ließ sich mit den Worten dazu bereit finden: „Nun gut! es fällt mir gerade heute, wo wir die Linie passieren oder wenigstens dicht davor sind, etwas ein, was damit im Zusammenhange steht und das will ich euch zum besten geben, wenn es diesmal auch durchaus nichts Lustiges ist. Ich bitte mir aber aus, daß ihr ruhig zuhört und mich nicht unterbrecht. Ihr wißt, ich kann das nicht leiden und höre dann kurz auf.“

Zwanzigstes Kapitel.

Bill legte auf das „ruhige Zuhören“ einen besonderen Accent. Er liebte durchaus keine Zwischenreden, die ihn von dem gesteuerten Kurse abbringen konnten. Seine Garne waren vielfach zäh und wenn er an eine besonders verfängliche Stelle kam, so hatte er die Gewohnheit, dieselbe seinen Zuhörern mit solcher Überzeugung vorzutragen und seine Worte mit so gebieterischen Blicken zu begleiten, daß so leicht niemand wagte, Zweifel zu äußern, auch wenn er deren gehegt hätte, was überdem bei dem gläubigen und abergläubischen Publikum, welches die Matrosen bilden, selten genug vorkam.

Es hatte sich jetzt fast die ganze Mannschaft um ihn geschart; sie versprach völliges Schweigen und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Als wir 1815 den alten Napoleon endlich für alle

Zeit auf St. Helena festgelegt hatten," begann Bill, „und der Krieg vorbei war, wurden eine ganze Masse Mannschaften von unsern Schiffen abbezahlt und da es vorläufig wenig Aussicht auf Prisengelder gab, ließ ich mich nicht wieder anwerben, sondern wollte einmal etwas mehr Freiheit genießen. Ich hatte einen ganzen Batzen Geld und ging deshalb eine Zeit lang auf festem Grunde vor Anker. Nun wißt ihr ja aber alle, daß eine solche Herrlichkeit nicht lange dauert. Ein junger Kerl nimmt es nicht so genau mit dem Seinigen und alle die Landhaie, die bei solchen Gelegenheiten dutzendweise um einem herumschwimmen, sorgten schon dafür, daß ich bald wieder auf dem Trocknen saß und keinen Heller mehr in der Tasche hatte.

Ich ging deshalb wieder zur See und versuchte es diesmal mit einigen alten Kameraden zur Kauffahrtei. Ich schiffte mich auf der „Mary Ann" von London ein und unsere Reise sollte nach Brasilien gehen. Nun, unser Schiff war eine ganz nette Bark, hübsch in Ordnung, segelte sehr gut und steuerte wie ein Boot. Nur einen kleinen Fehler hatte es; es leckte nämlich vorn im Bug etwas mehr, als damals die Schiffe gewöhnlich thaten.

Zwar konnten wir das Wasser mit der Pumpe immer noch ganz gut wegschaffen, ohne länger als eine Stunde auf jeder Wache daran zu arbeiten, aber wenn ein bißchen See von vorn stand und die „Mary Ann" die Nase wegsteckte, dann kam es doch auch vor, daß vorn im Volks-

logis, wo wir wohnten, unsere Seekisten aufschwammen und beim Wind segelnd durcheinanderkreuzten. Dann fuhrwerkten sie nachts mit einem Ruck gegen unsere Kojen und wir wurden aufgeweckt.

Das war nun zwar nicht so schlimm, aber unsere Seegrasmatratzen sogen sich schließlich auch so voll wie ein Schwamm und das war nicht so angenehm, da wir bei schlechtem Wetter schon oben auf Deck Wasser genug auf den Pelz bekamen und wenigstens in den Kojen gern trocken gelegen hätten.

Unser Kapitän war jedoch ein guter, alter Kerl, hatte ein Einsehen und da der Zimmermann das Leck nicht dicht machen konnte und wir uns also schon damit abfinden mußten, so räumte er uns den Vorplatz vor der Kajüte ein. Dort saßen wir schnugg und trocken und lebten vergnügt wie die Maden im Käse.

Wir waren im ganzen gerade vierzehn Mann vor dem Mast und wenn wir gewöhnlich auch nur mit einer Wache unsere Mahlzeiten einnahmen, so kam es bei gutem Wetter doch auch öfter vor, daß der Steuermann alle Mann essen ließ und dann nur der Mann am Ruder an Deck blieb. Das war schon ein paarmal so gewesen, da bemerkte ich plötzlich, daß wir dann dreizehn zu Tisch saßen.

Als ich darauf aufmerksam machte, waren wir alle sehr betroffen und uns kam der Gedanke, daß daraus nichts Gutes kommen könne. Wir richteten es zwar von jetzt an

so ein, daß in solchen Fällen immer noch einer an Deck blieb, aber es war doch nun einmal geschehen und die Sache lag uns noch lange in den Knochen, bis sechs oder acht Wochen darüber hingegangen waren und wir kaum mehr daran dachten.

Sonst lebten wir recht gut miteinander und wohl selten ist ein Dutzend so ruhiger, nüchterner und fixer Kerle an Bord eines Kauffahrteischiffes zusammengewesen. Nur einer machte eine Ausnahme, und zwar unser Segelmacher. Ein so nichtsnutziger Hallunke ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Nie war er zufrieden; über alles räsonnierte er, fing mit jedem Streit an, wenn er auch oft genug schlecht dabei ankam und hatte ein wahres Schandmaul.

Unsereiner ist ja nicht so zipp wie eine alte Jungfer und flucht auch einmal, wenn der Koch Salzwasser zum Thee genommen oder nachts auf der Marsraa der Sturm eine Reffzeising uns in das Gesicht peitscht, daß einem Sehen und Hören vergeht, aber so etwas von Schwören und Fluchen, wie bei diesem Kerl, da hörte wirklich alles auf. Sobald er nur den Mund aufthat, gleich kam ein solche Ladung von gottlosen Redensarten heraus, daß sie ein Schiff zum Sinken bringen konnten.

Eines Sonntags waren wir nahe bei der Linie, saßen rauchend und erzählend auf unseren Kisten und dabei kam auch die Rede auf die Taufe. Außer den Jungens war der Segelmacher der einzige an Bord, der noch nicht so

weit nach Süden gekommen war. Schon bei früheren Gelegenheiten hatte er sich in seiner gewöhnlichen Manier hoch und teuer verschworen, er würde sich unter keiner Bedingung die Taufe gefallen lassen, aber an jenem Sonntage, da legte er in wahrhaft schrecklicher Weise los und als Knoten auf die lange Leine seiner Lästerungen setzte er die Erklärung, der Teufel solle ihn sofort zur ewigen Verdammnis holen, wenn er nur einen Augenblick daran dächte, sich solchen Unsinn gefallen zu lassen.

Nun Schiffsmaate," sprach Bill mit erhobener Stimme und einen Augenblick innehaltend, indem er die Kameraden mit einem Jupiterblicke musterte, bis sie nach seiner Ansicht für das Kommende genügend empfänglich waren — „kaum waren die Worte aus seinem ungewaschenen Munde, da begab sich etwas Schreckliches.

Der armselige Kerl begann plötzlich am ganzen Leibe heftig zu erzittern, wurde blau im Gesicht, atmete, als wenn ihm jemand die Kehle zuschnürte und stemmte sich mit aller Gewalt, als ob er sich gegen jemand wehrte. Und während wir übrigen noch ganz starr und verdonnert saßen, da" — Bills Züge wurden starr, als ob er es noch vor sich sähe und seine Stimme klang dumpf, wie aus einem Grabe, so daß die ganze Zuhörerschaft, mich eingeschlossen, sich nicht eines geheimen Schauderns erwehren konnte — „da wurde er plötzlich ganz glatt von seiner Kiste aufgehoben und die Treppe hinauf an Deck geschleppt.

Vergebens sträubte er sich mit aller Gewalt und suchte sich überall festzuhalten — oh! es war schrecklich anzusehen, wie sich sein Gesicht dabei verzerrte — aber es half ihm alles nichts. Eine übernatürliche Kraft zog und zog, und als er sich zuletzt in seiner Verzweiflung an eine Zwischendeckstütze klammerte, da brach diese mitten durch, was sonst ein halbes Dutzend von uns nicht fertig bekommen hätte.

So ging es mit dem Unseligen voraus, längs Deck, den Kopf schräg nach oben und vorn gerichtet, die Hacken auf den Decksplanken schleppend — immer weiter an der Leeseite des Schiffes, unter dem Großsegel durch bis an das Fockschoot und dann — über Bord! Das war das Letzte, was wir von ihm sahen, aber sein Stöhnen und ersticktes Schreien hörten wir noch stundenlang."

Bill hielt inne und schaute im Kreise umher, um die Wirkung seiner Erzählung auf die Zuhörer zu beobachten, wobei er jedoch sorgfältig vermied, mich anzusehen und ich mich selbst abwandte, um mit ernstem Gesichte über diese zähe Stelle des Garns fortzukommen. Seine Kameraden saßen in stummem Entsetzen, nirgends zeigte sich eine zweifelnde Miene und der Bootsteurer schien von dem gemachten Eindrucke offenbar befriedigt.

„Nun Maate," fuhr er nach einer kleinen Pause mit etwas gedämpfter Stimme fort, „ihr könnt euch denken, wie uns bei alledem zu Mute war. Als der Segelmacher

auf so schreckliche Weise nach oben durch die Luke verschwand, da zwang uns eine unsichtbare Kraft, ihm an Deck zu folgen. Die Schiffsjungen schrieen aus Angst wie toll und wir Matrosen standen bleich und wie festgenagelt, denn wir glaubten nicht anders, als unsere letzte Stunde sei gekommen. Etwas später trat der Kapitän zu uns heran. Er war mit dem Steuermann an Deck gewesen, als die Geschichte passierte, hatte alles mit angesehen und wollte von uns wissen, wie es seinen Anfang genommen.

Als wir es ihm dann erzählt hatten, und auch, was für ein schreckliches Schandmaul an Fluchen und Schwören der Segelmacher gewesen, da nickte er sehr ernst mit dem Kopfe. Dann ging er in die Kajüte hinunter und holte eine Bibel und ein Gebetbuch herauf. Er sagte, er wollte uns einige Kapitel aus der Bibel vorlesen und nachher sollten wir eine Andacht halten.

Nun, das geschah denn auch, doch mit dem Lesen ging es nur so so; der Alte wußte auch besser mit dem Marlspiker und dem Teerquast Bescheid, als mit Lesen und Schreiben. Er schlug das Buch Baruch auf, obwohl ich nicht recht wußte, warum er gerade das wählte und wir auch überhaupt nicht viel davon verstanden. Wenn er auf lange Worte traf, dann mußte er immer erst eine Zeit lang beidrehen und buchstabieren und dann kam wunderliches Zeug zum Vorschein. Ich glaube, es war überhaupt das erstemal in seinem Leben, daß er eine Bibel aufgeschlagen hatte.

Doch wie das auch sein mochte, wir hielten alle aus, hörten aufmerksam zu und mit der Andacht ging es nachher auch viel besser.

Nachher sprachen wir die Sache noch einmal über, aber daß der Teufel gehorcht und den Segelmacher beim Worte genommen hatte, als dieser seinen gottlosen Wunsch ausgesprochen, das war für uns so sicher, wie zweimal zwei vier, und ebenso gewiß war es, daß die Dreizehn am Tische auch dabei mitgespielt hatten.

Während der Nacht hielten wir uns alle mitschiffs auf, denn auf dem Vordeck zu bleiben traute sich keiner. Gegen Mitternacht wollte der Steuermann in Lee vom Groß-schoot einmal ein grelles Gelächter vernommen haben, aber von uns hatte es keiner gehört und es mochte ja auch wohl Einbildung gewesen sein.

In der folgenden Woche gab es viel zu thun. Wir hatten wenig Zeit zum schwatzen und am nächsten Sonnabend schien es, als ob jeder von uns vergessen hätte, daß je ein Mensch, wie der Segelmacher, bei uns an Bord gewesen sei. Aber es schien nur so, denn ich hatte die ganze Zeit an ihn gedacht und die anderen auch. Wir waren fest überzeugt, unser Schiff sei ein Unglücksschiff und als wir am Sonnabend-Abend unseren Grog tranken, da kam es heraus, und wir alle hatten den Entschluß gefaßt, in Rio Janeiro zu desertieren.

Am Sonntag-Morgen war sehr schönes Wetter und beide Wachen konnten wieder zusammen zum Frühstück gehen. Diesmal blieb der Mann am Ruder allein an Deck, denn wir waren ja jetzt nur noch zwölf zusammen. Nach dem Frühstück saßen wir rauchend auf unseren Kisten, aber es wollte kein richtiges Gespräch in Gang kommen und es drückte uns alle etwas, bis Tom Jones endlich das Eis brach und das aussprach, was uns allen im Sinne lag.

„Na Maate," rief er aus, „was nützt es, daß wir weiter miteinander Versteck spielen. Wir denken doch alle an dasselbe, daß wir heute vor acht Tagen einen mehr an unserer Back zählten, der jetzt nicht mehr unter uns ist."

Gerade als diese Worte fielen" — Bills Stimme hob sich wieder und sein gebieterischer Blick kündete, daß etwas Besonderes komme — „und ehe noch jemand etwas erwidern konnte, hörten wir einen dumpfen Fall auf dem Vorderdeck und den Mann am Ruder einen lauten Schrei ausstoßen.

Erschreckt sprangen wir in die Höhe und sahen einander stumm an. Dann sagte Tom leise: „Jungen, laßt uns zusammen an Deck gehen, da ist wieder etwas Schlimmes passiert. „Hol' mich" — aber er dachte noch rechtzeitig an den Segelmacher und verschluckte den Rest — „das Schiff ist ganz bestimmt verhext."

Kapitän und Steuermann hatten auch das Geräusch gehört und kamen aus der Kajüte. Wir drängten ihnen in Haufen nach und die Treppe hinauf an Deck. Der Mann am Ruder stand bleich und zitternd, wies mit der Hand nach vorn und wir gingen dorthin. Da hörten wir in der Gegend des Fockmastes ein schweres Stöhnen. Die Haare standen uns zu Berge und wir trauten uns kaum weiterzuschreiten.

„Da ist es!" rief jetzt der Steuermann und zeigte nach der Leeverschanzung. Dort lag ein zusammengekrümmter, menschlicher Körper und wen erkannten wir beim Näherkommen? — Den Segelmacher!

Als wir herantraten, sahen wir, daß er noch lebte, aber er atmete sehr schwer und schien bewußtlos. Wir brachten ihn hinunter und legten ihn in seine Koje. Die Untersuchung seitens des Kapitäns ergab, daß er zwar sehr stark am Körper geschunden, daß aber kein Glied gebrochen war. Im Nacken zeigten sich fünf große, rotblaue Flecke, wie die Spuren von den Fingern einer mächtigen Faust.

Wir pflegten ihn aufs beste und er erholte sich auch zusehends, so daß er schon nach drei Tagen wieder an seine gewohnte Arbeit gehen konnte. Aber er war ein anderer Mann geworden. Früher laut, gewaltsam, stets zu Zank und Streit geneigt, arbeitete er jetzt ruhig und schweigsam, sprach nur, wenn man ihn anredete und dann auch nur das Nötigste. Ihr könnt euch denken, wie wir

neugierig waren und aus ihm herauszupumpen suchten, wo er die Woche über gewesen war; aber in diesem Punkte blieb er stumm wie ein Fisch. Nur so viel konnten wir von ihm erfahren, daß er während der ganzen Zeit bei Sinnen gewesen sein wollte.

Bei unserer Ankunft in Rio Janeiro herrschte das gelbe Fieber und wir bekamen keinen Urlaub. Kapitän und Steuermann mußten auch wohl etwas von unserer Absicht gemerkt haben, denn nachts hielt einer oder der andere von ihnen beständig scharfe Wache an Deck und jeden Abend wurden sämtliche Boote geheißt, die wir während des Tages etwa gebraucht hatten. So mußten wir schon unsere Gedanken an Desertion aufgeben und mit dem Unglücksschiffe wirklich nach England zurückgehen.

Das war hart, und ich brauche euch wohl nicht weiter zu sagen, wie schrecklich die Reise für uns hinging. Obwohl nicht gerade etwas Schlimmes passierte und wir auch sehr aufpaßten, daß wir nicht wieder mit dreizehn an der Back saßen, so bin ich doch in meinem ganzen Leben nicht so vergnügt gewesen, als an dem Tage, der uns auf der Themse zu Anker brachte.

Sobald wir in London angekommen waren, machte sich der Segelmacher, der seit dem Tage seiner geheimnisvollen Rückkehr an Bord sehr fromm geworden war und täglich auf seiner Freiwache in der Bibel gelesen hatte, sogleich fertig, um an Land zu gehen und einen Prediger

aufzusuchen. Als er sich zu diesem Zwecke gründlich wusch, kam ich bei ihm vorbei. Mein Auge fiel zufällig auf seinen bloßen Nacken und ich schauderte unwillkürlich. Dort sah ich die Flecke noch eben so deutlich und blaurot, wie an jenem Sonntage, als wir ihn wiederfanden.

Als er von seinem Landgange an Bord zurückkehrte, sagte er uns, daß er nie wieder zur See gehen werde. Auch erzählte er aus freien Stücken, er habe seine Erlebnisse dem Geistlichen anvertraut und sie sollten gedruckt werden, aber erst nach seinem Tode. Dann gab er jedem von uns die Hand, die wie ein Feuer brannte und verschwand. Ich habe ihn nie wieder gesehen."

Bill schwieg und es entging mir nicht, mit welcher Befriedigung er den auf seine Zuhörer gemachten Eindruck hinnahm. Diesmal traf auch mich sein Blick, aber ich wandte mich wieder ab. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und wollte seinen Triumph nicht beeinträchtigen. Die übrigen Mannschaften saßen dagegen mit offenem Munde da und es war ihnen offenbar gar nicht recht, daß die Erzählung schon zu Ende war; sie hätten gar zu gern noch länger zugehört.

„Weißt du nicht, was aus dem Schiffe geworden ist und ob es wirklich behext war, Bill?" fragte nach einer stummen Pause ein Unteroffizier den Bootsteurer.

„Doch!" erwiderte dieser. „Es lag fast ein ganzes Jahr still im Hafen. Die Geschichte hatte sich natürlich

herumgesprochen und es wollte niemand an Bord. Schließlich gelang es, eine Mannschaft zusammenzubringen — sie mag freilich auch danach gewesen sein" — fügte der Erzähler wegwerfend hinzu „und die Mary Ann segelte nach einem ostindischen Hafen. Sie ist aber weder dort angekommen, noch hat man je etwas von ihr gehört. Das Schiff war eben behext."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Anschlagen der Schiffsglocke und der von einem Pfeifensignal des wachehabenden Bootsmannsmaaten begleitete Ruf: „Acht Glas! Steuerbordwache Hängematten, Backbordwache Ruder und Posten verfangen!“ unterbrach die Tafelrunde, die Bill um sich gesammelt und die mit verhaltenem Atem an seinen Lippen gehangen.

Der Schiffstag ist in sechs Wachen zu vier Stunden eingeteilt, von denen eine, die Abendwache, wieder in zwei zweistündige Teile zerfällt, um einen Wechsel in der Ablösung herzustellen, weil sonst die jeweilige Wache oder Mannschaftshälfte täglich dieselben Stunden im Dienst zuzubringen hätte. Während des Tages stellt man es den Leuten anheim, ob sie auf ihrer Freiwache unter Deck gehen oder sich irgendwo schlafen legen wollen, da sie keine Hängematten bekommen, aber abends acht Uhr tritt der Schiffs-

dienst wieder streng in sein Recht. Die Freiwache muß sich in die Hängematten legen, es muß während der Nacht volle Ruhe im Schiff herrschen und alle Spiele, Unterhaltungen und dergleichen hören auf den Kriegsschiffen mit dem Schlage acht Uhr auf. Die neue Wache verfängt, d. h. löst alle Posten ab und die alte geht zur Koje. Der Ausdruck „acht Glas“ bedeutet das jedesmalige Ende einer vierstündigen Wache. In früherer Zeit maß man die Zeit an Bord nach Sanduhren „Halbstundengläsern“; daher hat sich das Wort Glas für jede halbe Stunde erhalten und wird durch Anschlagen an die Schiffsglocke angezeigt. Während also ein achtmaliges Anschlagen, je nach der Tageszeit, 12 Uhr Mittag oder Mitternacht, 4 Uhr nachmittags oder morgens und 8 Uhr abends oder morgens bezeichnet, drücken 1, 2, 3 u. s. w. Glas die Zahl der seit Beginn jeder Wache verflossenen halben Stunden aus, also auf der Abendwache von 8 bis 12 Uhr bedeuten sie $^1/_2$9, 9, $^1/_2$10 Uhr u. s. w.

Mit bedauerndem: Ah! erhoben sich Bills Zuhörer, um sich für spätere Zeit auf ein anderes Garn des beliebten Erzählers zu vertrösten. Ich selbst gab ihm dankend die Hand, wobei allerdings beiderseitig ein Blick gewechselt wurde, der mich lebhaft an das Lächeln erinnerte, das die römischen Auguren beim Begegnen nicht zu unterdrücken vermochten und begab mich dann auf das Hinterdeck, um bei einer guten Cigarre noch den Rest des ausnahmsweise

regenfreien und windstillen, schönen Abends zu verplaudern und dann mich ebenfalls zur Koje zu legen.

Ehe wir die Äquatorregion hinter uns hatten, wurden wir jedoch verschiedene Tage mit allen ihren unerquicklichen Attributen von wolkenbruchartigem Regen, Wasserhosen und Gewittern heimgesucht, welche letztere öfter den Weltuntergang verkündigen zu wollen schienen, und wir dankten es nur der rüstigen Arbeit unserer Mannschaften an den bereits von mir erwähnten langen Schiffsriemen (Ruder), daß wir die Stillengegend schneller durchschnitten und uns nicht noch vierzehn Tage länger in diesem bei den Seeleuten berüchtigten Gürtel, den die Franzosen pot noir nennen, quälen mußten.

Wir kreuzten dann mit allen drei Schiffen vierzehn Tage bis zum Kongo hinunter, ohne daß jedoch irgend etwas Bemerkenswertes vorgefallen wäre. Wir machten auch noch eine vierundzwanzigstündige Bootfahrt den Kongo hinauf, aber ebenfalls nur mit negativem Erfolg für uns.

An dem Strome und auf den vielen, sumpfigen Inseln in seiner Mündung wächst fast dreißig Meilen weit hinauf nur die Mangrove und auf dieser unbewohnten, morastigen Strecke ist es für Europäer so ungesund, daß man Bootsexpeditionen auf die kürzeste Dauer beschränken muß. Erst nach Überwindung der dreißig Meilen wird das Land höher, kulturfähig und gesunder, sowie es dann

auch die prachtvolle Scenerie tropischer Vegetation in ihrer Großartigkeit und unendlichem Wechsel zu zeigen beginnt.

Die Schiffe lagen während der Bootfahrt in der Mündung des Flusses vor Anker, aber trotz der größten Vorsichtsmaßregeln begannen sich die Folgen des schädlichen Klimas drohend fühlbar zu machen. Es zeigte sich das afrikanische Fieber, das mit unheilvoller Schnelligkeit eintrat. In wenigen Tagen verloren wir mehrere Leute durch den Tod und eine größere Anzahl erkrankte schwer.

Es war die höchste Zeit, daß wir diese gefährliche Gegend verließen, um zunächst auf offenem Meere und in dem erfrischenden Hauche der Passatwinde Heilung für die Kranken zu suchen. Überdem mußte nun auch bald die „Sphinx“ zur Ablösung eintreffen und Kapitän Goodall entschloß sich deshalb zur Rückkehr nach Sierra Leone.

Nach achtwöchentlicher Abwesenheit trafen wir dort ein und die „Sphinx“ war wirklich einige Tage vorher eingelaufen. Unser Empfang gestaltete sich großartig, und der Admiral gab uns zu Ehren verschiedene Festlichkeiten, zu denen alle Europäer der Kolonie geladen wurden, die ihrerseits dieselben erwiderten, so daß wir gar nicht aus der Feststimmung kamen und herrliche Tage verlebten.

Den Piraten wurde vom Kolonialgericht der Prozeß gemacht. Die Untersuchung nahm nicht lange Zeit in Anspruch. Die Zeugenaussagen der beiden deutschen Matrosen sowie das, was ich selbst in jener Nacht auf dem Niger

gehört und endlich die Geständnisse des von Mingo gefangenen Mulatten, dem gegen Kronzeugenschaft die Freiheit versprochen wurde, da ihm ohnehin durch Westhold schon das Leben zugesichert war, genügten vollständig, um die übrigen zu verurteilen und sie büßten die Kette ihrer Verbrechen am Galgen.

Die Prisenanteile fielen ganz bedeutend aus und ich erhielt ebensogut den meinigen, wie die deutschen Matrosen. Mingo, der es vorgezogen hatte, nach Sierra Leone zurückzukehren, um erst die Prisenangelegenheit geregelt zu sehen, die ihm nicht wenig am Herzen lag, wurde durch sie ein gemachter Mann. Er beschloß, seine Heimat in Sherbro aufzugeben und sich in der Kolonie niederzulassen. Er konnte fortan als schwarzer Gentleman leben.

Die Bantuleute, an welche Battuplams Beute zu gleichen Teilen verteilt wurde, konnten damit der Regierung die Befreiungskosten erstatten und blieben noch wohlhabend genug, um sich auf freiem Grund und Boden in Sambos und Adsas Nachbarschaft anzusiedeln. Ich besuchte die jungen Leute öfter und freute mich ihres Glückes. Ich traf dort einen Missionär, der sie in unserem Glauben unterrichtete und ihre Ehe war bereits nach christlichem Ritus eingesegnet.

Nach achttägigem Aufenthalte war die „Aurora“ segelfertig und ich, wie die beiden Deutschen, erhielten eine Passage in ihr. Mit eigentümlichen Gefühlen sagte ich

Sierra Leone und der afrikanischen Küste lebewohl. Über ein Vierteljahr war ich dort gewesen, hatte viel Wunderbares, Schönes und Schreckliches gesehen und erlebt, unter Verhältnissen, wie sie sich so günstig selten für jemand fügen, und war im Herzen dankbar dafür.

Die Erinnerung daran wird stets zu den interessantesten und angenehmsten meines Lebens gehören, da jene Zeit mir auch noch die Freundschaft zweier Männer schenkte, die für das Leben geknüpft war und bis auf den heutigen Tag treu und fest geblieben ist.

Unsere Rückreise war vom Glück begünstigt. Sie dauerte drei Wochen und diese Zeit verfloß mir außerordentlich schnell. Der Doktor hatte damals wahr gesprochen; ich fand ein liebenswürdiges Offizierskorps, das brüderlich miteinander lebte und in dem ich mich wie zu Hause fühlte. Der Kapitän war ein vorzüglicher Seeoffizier, der bei allen seinen Untergebenen eben so viel Liebe genoß, wie er hoch in Achtung bei ihnen stand. Unter seiner Leitung war die Brigg an Ordnung, Sauberkeit, Mannszucht und Leistungsfähigkeit das Muster eines Kriegsschiffes geworden und die ausgezeichnete, ebenso feste wie ruhige Handhabung des Dienstes hat mir stets als nachahmungswertes Vorbild vorgeschwebt, als ich später selbst als Offizier in die vaterländische Marine trat.

Nach jenen drei Wochen trafen wir wohlbehalten in Portsmouth ein und wenige Tage darauf brachen der Doktor und ich nach unserer Heimat auf. Erst kurz vorher hatten

meine Eltern die von mir vor der Kreuzfahrt nach dem Niger gesandten Briefe erhalten und waren nicht wenig erfreut, mich wohlbehalten nach allen Fährnissen in die Arme schließen zu können.

Zehn Jahre später, im Jahre 1854, war ich wiederum an der afrikanischen Küste, wenn auch an einem anderen Punkte und unter anderen Verhältnissen. Seit sechs Jahren hatte Preußen eine Marine geschaffen; nach länger als 1½ hundert Jahren zeigte sich eine deutsche Kriegsflagge wieder auf dem Ocean und ein Geschwader, bestehend aus der von den Dänen bei Eckernförde eroberten Fregatte Gefion, der Korvette Amazone und dem Transportschiffe Merkur besuchte die Küsten Amerikas, Afrikas und des Mittelmeeres.

Ich befand mich als Offizier auf der Gefion und wir ankerten auch vor Monrovia, der Hauptstadt der freien Negerrepublik Liberia. Die Hoffnungen meiner Jugend waren in Erfüllung gegangen.

Seitdem sind wieder drei Jahrzehnte verflossen — aber wie haben sich in dieser kurzen Spanne Zeit die Verhältnisse geändert?

Das geheimnisvolle Dunkel, welches Jahrtausende über Afrika schwebte, hat sich gelichtet und vor allen waren es deutsche Männer, die daran den größten Anteil hatten und von denen so viele in dem uneigennützigen Streben, der Wissenschaft und der Civilisation Dienste zu leisten, zum Opfer fielen.

Wie viel Forschungsreisende, wie viel Missionäre haben dort unter glühender Sonne ein frühes Grab gefunden! Aber ihre Arbeit ist nicht vergebens gewesen. Von allen Seiten wird der schwarze Erdteil jetzt der Kultur erschlossen, der Sklavenhandel unterdrückt, den heidnischen Bewohnern der Segen der christlichen Religion entgegengebracht.

Und wiederum ist es ein Deutscher, der größte und weiseste Staatsmann, den wir je besessen, Fürst Bismarck, der den Impuls dazu gegeben, unter dessen Ägide und auf dessen Anregung sich nicht allein soeben der gewaltige Kongostaat der friedlichen Ausbeutung durch die civilisierte Welt geöffnet, sondern der auch für unser Vaterland dort Kolonien geschaffen hat.

Was ein anderer Hohenzoller, der Große Kurfürst, in weisem Vorausblick vor bereits zwei Jahrhunderten, wenn auch wegen der Ungunst der Verhältnisse vergeblich, erstrebte, das hat sein würdiger Nachkomme, unser erhabener Kaiser, mit Hülfe seines großen Kanzlers vollbracht.

Trotz aller Mißgunst, trotz allen Neides des Auslandes ist Deutschland eine Kolonialmacht geworden. Der Adler der deutschen Flagge beschirmt weitgehende Länderstrecken von tausenden Quadratmeilen — er wird sie mit seinen Fängen für immer gut zu halten wissen!

L. Reiter, Herzogl. Hofbuchdrucker, Dessau.